

Vojin Šerbedžija, Talja Blokland

Stärken stärken

Verwirklichungschancen in der
Werner-Düttmann-Siedlung, Berlin



Vojin Šerbedžija, Talja Blokland

Stärken stärken

Verwirklichungschancen in der
Werner-Düttmann-Siedlung, Berlin

Logos Verlag Berlin



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Coverabbildung: ©Valentina Sajin, Berlin



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Lizenz CC BY-NC-ND (<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>). Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Diese Forschung wird im Auftrag der Bezirklichen Planung und Koordinierung Friedrichshain-Kreuzberg durchgeführt und von der Landeskommission Berlin gegen Gewalt gefördert.



Logos Verlag Berlin GmbH 2025

ISBN 978-3-8325-5947-2

Logos Verlag Berlin GmbH
Georg-Knorr-Str. 4, Geb. 10
D-12681 Berlin

Tel.: +49 (0)30 / 42 85 10 90

<https://www.logos-verlag.de>

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Danksagung	5
1 Einleitung	7
1.1 Eine Spielstraße im Spätsommer 2023	7
1.2 Zentrale Fragen und Begriffserläuterung	9
1.3 Das kontextuelle Modell: Was es ist und warum wir es nutzen	12
1.4 Methodisches Vorgehen	13
1.5 Aufbau der Studie	14
2 Die Werner-Düttmann-Siedlung – Entstehungsgeschichte und strukturelle Position der Anwohner:innen	17
2.1 Geschichte der WDS und soziodemografische Daten	17
2.2 Was ist „Struktur“ und warum ist sie wichtig? Ein kurzer soziologischer Ausflug	22
2.3 Strukturelle Brücken-Kondition: Ökonomische Ungleichheit verursacht Geldmangel	24
2.4 Strukturelle Brücken-Kondition: Ungleichheit in Wohnen und Verunsicherung	25
2.5 Die Welt in unserer Straße: Die WDS als globale Verflechtung	28
2.6 Fazit	30
3 Persönliche Verwirklichungschancen, Vernetzung und Teilen von Ressourcen: Die Stärken stärken	33
3.1 Der räumliche Radius des Alltags und das Managen der Knappheit	33
3.2 Lokale Netzwerke und Ressourcen miteinander teilen: Familien, soziale Einrichtungen und das Gefühl eines Dorfes	37
3.3 Vertraute Öffentlichkeit und Ansätze schichtübergreifender (fluid)er Begegnungen	46
3.4 Fazit	50
4 Gemeinsame Verwirklichungschancen und zusammen handeln: Herausforderungen im Kontext der Stigmatisierung	51
4.1 Grenzen der kollektiven Wirksamkeit: Herausforderungen für Solidarität und soziale Kontrolle	52

4.2	„Ghettomäßiger Brennpunkt“ und „Ausländerung“: Von außen definiert und innen internalisiert	55
4.3	Gewalt, Kriminalität und Kriminalisierung	60
4.4	Fazit	66
5	Eine Praxis anderswo: Externe Barrieren im institutionellen Kontext	69
5.1	Herausforderungen und Barrieren im Bildungsbereich	69
5.2	Herausforderungen und Barrieren beim Arbeitsmarktzugang . . .	74
5.3	Expert:innen und ihre Standpunkte: Unverzichtbare Brückenbauer:innen	78
5.4	Herausforderungen beim Zugang zur gesundheitlichen Versorgung	81
5.5	Fazit	84
6	Fazit und Empfehlungen	87
6.1	Beantwortung der zentralen Forschungsfrage	87
6.2	Kontextuelles Modell	88
6.3	Überlegungen für strategische Richtungen: Was wünschen sich die Menschen und was können sie füreinander tun? Was kann der Bezirk, die Stadt oder der Staat tun?	92
	Literaturverzeichnis	107

Vorwort und Danksagung

Für die erfolgreiche Umsetzung eines jeden Projektes ist immer gute Teamarbeit erforderlich. Deshalb gilt ein ganz großer Dank unserem wissenschaftlichen Mitarbeiter Muhammet Tiryaki und unserer studentischen Hilfskraft Hannan Mahmood. Ohne ihr Engagement, ihre Sprachkenntnisse und Übersetzungsarbeit wäre der erreichte Projektoutput nicht möglich gewesen. Mit seiner Expertise in der qualitativen Forschung trug Muhammet maßgeblich zur Datenerhebung bei. Auch Hannan unterstützte uns neben der Recherche- und Transkriptionsarbeit bei der Durchführung der Feldforschung. Wir danken Valeria Lazarenko, die zusammen mit Talja Blokland und 15 teilnehmenden Studierenden im Rahmen ihres Methodenseminars an der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) einen Mapping-Workshop im Nachbarschaftstreff der Werner-Düttmann-Siedlung organisierte. Mehrere Kolleg:innen und Studierende der HU forschten auch unabhängig von unserer Kooperation mit dem Bezirk in der Siedlung: für Abschlussarbeiten oder durch die Sonderförderung der Berlin University Alliance (BUA) zur Untersuchung der sozialen Folgen der Corona-Pandemie. So konnten wir auch daraus erhobene Daten nutzen und danken in diesem Zusammenhang Hannah Schilling, Nina Margies, Helene Mildenberger und Shirin Langer.

Wir profitierten von der Expertise einiger Fachkolleginnen und -kollegen von der HU, mit denen wir uns zu unterschiedlichen Themen austauschten. Sehr hilfreich dabei waren Henrik Schultzes Feedback zur Datenanalyse und Andrej Holms Input rund um das Thema Wohnen. Verbesserungsvorschläge unterbreitete Nina Margies, die den Gesamttext lektorierte und uns anhand ihrer eigenen Forschungserfahrung zur Polizeiarbeit wichtige Impulse zu den Abschnitten über Kriminalität gab. In besonders arbeitsintensiven Projektphasen unterstützten uns weitere studentische Hilfskräfte vom Lehrbereich für Stadt- und Regionalsoziologie sowie vom Georg-Simmel-Zentrum für Stadtforschung: Wir würdigen den Einsatz von Marthe Völker und Poul Heintzenberg bei Transkriptionen, von Veronica Lucius beim Erstellen von Projektflyern sowie von Fiona Papajani für das Designen von Abbildungen für den Forschungsbericht. Eine Projektdurchführung ist auch immer mit administrativen Aufwänden verbunden – Bettina Stöhr vom Servicezentrum Forschung der HU war eine stets verlässliche Ansprechpartnerin diesbezüglich.

Vorwort und Danksagung

Wir danken weiter Julia Thöns und ihrem Team von der Organisationseinheit Bezirkliche Planung und Koordinierung (Bereich Sozialraumorientierte Planungs-koordination) des Bezirksamts Friedrichshain-Kreuzberg, die uns den Auftrag für die vorliegende Studie erteilten. Finanziert wurde das Projekt mit Mitteln der kiezorientierten Gewalt- und Kriminalitätsprävention (Landeskommission Berlin gegen Gewalt, Senatsverwaltung für Inneres und Sport).

Abschließend gilt unsere ausdrückliche Anerkennung allen Menschen, die an unserer Studie mitgewirkt haben: dem Schul- und Jobcenterpersonal, Akteuren aus den sozialen Einrichtungen und den Mitarbeitenden des Dütti-Treffs, die uns bei Bedarf auch ihre Räumlichkeiten für Interviews und Veranstaltungen zur Verfügung stellten. Der langjährige Kontakt zu lokalen Sozialarbeiter:innen half uns dabei, die Zielgruppe unseres Forschungsauftrags zu erreichen: die Bewohnerinnen und Bewohner der Werner-Düttmann-Siedlung. Ihnen gilt der größte Dank, dass sie sich Zeit nahmen, mit uns zu sprechen, und uns die Möglichkeit gaben, von ihnen zu lernen. Wir hoffen, mit diesem Bericht ihre Stimmen und Stärken auch außerhalb ihrer gewohnten Kreise sichtbar zu machen.

Vojin Šerbedžija und Talja Blokland, Berlin im April 2025

1 Einleitung

1.1 Eine Spielstraße im Spätsommer 2023

Es ist ein spätsommerlicher Mittwochnachmittag in der temporären Spielstraße im nördlichen Graefe-Kiez. Die Spielstraße ist gut besucht von überwiegend weißen Kindern und Eltern, die dem (Kleidungs-) Stil nach vermutlich der Mittelschicht angehören. Wir gehen auch davon aus, dass sie in der Nähe wohnen. Frauen mit gelben Westen, die zuständig für die Aufsicht sind, sitzen verteilt auf Stühlen am Anfang und Ende der markierten Spielstraße. Einige Erwachsene halten eine bunte Fahne und führen damit eine Art Choreografie auf. Daneben spielen kleine Kinder mit Hula-Hoop-Ringen, andere bemalen den Asphalt mit Kreide, während neben ihnen die Eltern, vor allem junge Frauen, zuschauen und sich unterhalten. Eine trägt einen Jutebeutel und steht neben einem hochwertigen Kinderwagen. Einige Meter entfernt parken viele Fahrräder. Zwischen Bürgersteig und Fahrstreifen steht eine Holzkonstruktion mit bepflanzten Beeten – ein Gartenprojekt. Auf einer Seite dieser Beete stehen in roter Farbe Protestparolen wie: „Parken für den Kiez“.

Ich spreche eine der Frauen mit gelber Weste an und erzähle von unserem Forschungsprojekt. Sie bietet mir den Platz neben sich sowie Kekse aus ihrer Tupperdose an. Sie erzählt, dass das Spielstraßenprojekt bald beendet werde und sie hier nicht weiter machen wollten. Sie sagt, sie seien frustriert, dass kaum jemand aus dem Kiez beim Spielstraßenprojekt Engagement zeige oder die Aufsicht übernehme, obwohl viele die Spielstraße gern nutzen: „Niemand wollte sich zwei bis drei Stunden im Monat Zeit nehmen.“ Ich frage die beiden Frauen, wer die Spielstraße nutze, ob auch Familien aus der Werner-Düttmann-Siedlung kämen. Sie sagen: „Kaum“, sprechen von „zwei Welten“ und dass die Kinder aus der Siedlung eher die lokalen Spielmöglichkeiten innerhalb ihrer Siedlung wahrnehmen: „Die fühlen sich hier fremd“ – fügt eine der Frauen hinzu (Feldnotiz 02/2023).

1 Einleitung



Abbildung 1: Die Spielstraße im nördlichen Graefe-Kiez
(Foto: Vojin Šerbedžija)

Als wir unsere Forschung in der Spielstraße des nördlichen Graefe-Kiezes (Abbildung 1) in Berlin-Kreuzberg im September 2023 begannen, fiel uns sofort auf, dass die Anwesenden nicht die Schüler:innenschaft der lokalen Grundschule, die sich inmitten der Spielstraße befindet, abbildeten, denn viel mehr weiße als migrantische Menschen nahmen teil, und die Aktivist:innen waren über die niedrige Beteiligung enttäuscht. Die Spielstraße hat ihr integratives Potenzial nicht ganz erfüllt.

Wir wollten der Forschungsaufgabe nachgehen, wie sich der Lebensalltag der Menschen aus der Werner-Düttmann-Siedlung (WDS) gestaltet und welche Ressourcen Menschen aus der Siedlung nutzen (oder auch nicht), um ihren Alltag zu bewältigen. Bei der Spielstraße drang sich also direkt die Frage auf: Warum kommen viele Bewohner:innen aus der WDS nicht zur Spielstraße? Welche Gründe hat ihre Abwesenheit? Welche Herausforderungen und Wünsche haben sie für ihre Familien und ihre Nachbarschaft?

1.2 Zentrale Fragen und Begriffserläuterung

Unsere zentrale Forschungsfragen lauteten: Wie organisieren die Menschen aus der WDS Ressourcen im Alltag? Welche Barrieren erleben sie dabei, vor allem in den Bereichen Wohnen, Bildung / Wissen, Arbeit / Geld und Gesundheit? Daraus leiteten wir mehrere Anschlussfragen ab:

- Wie kann man Familien in der Siedlung unterstützen, um vorhandene Barrieren abzubauen?
- Welche Infrastruktur braucht die Siedlung, um intergenerationelle Ausschließung zu bekämpfen? Was kann man auf der Ebene der Siedlung machen, was fragt nach anderen policies?
- Wie können wir, als Bürger:innen dieser Stadt, gemeinsam die Barrieren abbauen, die Menschen aus der WDS erfahren? Und wo liegt eine Verantwortung bei den Bewohner:innen der Siedlung selbst? Mit anderen Worten: Was könnte es statt einer Spielstraße brauchen?

Um das herauszufinden, haben wir ein Jahr im Kiez verbracht, allem voran in der Werner-Düttmann-Siedlung im südlichen Teil der Graefestraße, und haben dort vielen Menschen zugehört, in Interviews, bei Veranstaltungen und spontanen Begegnungen (siehe Details in Kapitel 1.4).

In den nachfolgenden Kapiteln unterscheiden wir zwischen zwei Typen oder Arten der Ressourcen. Ressourcen verstehen wir als die Quellen von Energie, Information, Unterstützung und Materialität, die nach Amartya Sen (2005) als *capabilities* – oder übersetzt Verwirklichungschancen – von Menschen fungieren. Dieser Ressourcenansatz, den wir in früheren Arbeiten entwickelt haben (siehe Blokland et al. 2016: 7–9) folgt in Anlehnung an Savage et al. (2005) einer analytischen Unterscheidung zwischen *assets* (Vermögenswerten) und Ressourcen. Während der Erwerb von Vermögenswerten (zum Beispiel mehr Geld) einen relativen materiellen Vorsprung gegenüber anderen impliziert, gehen die eigenen Ressourcen nicht auf Kosten anderer (zum Beispiel eine bessere Gesundheit). Benachteiligung bedeutet die Positionierung von Menschen in einer Hierarchie, die strukturell Vermögenswerte ungleich verteilt. Eine Marginalisierung betrifft demgegenüber den ungleichen Zugang zu Ressourcen. So schrieben wir in 2016:

„Wenn Eltern aus der Mittelschicht verschiedene Formen von Kapital einsetzen, um ihren eigenen Kindergarten zu gründen, und Anforderungen an das elterliche Engagement und den Erziehungsstil derjenigen stellen, die einen Platz für ihre Kinder haben wollen, ist die Kinderbetreuungseinrichtung als solche kein Aktivposten, von dem arme Kinder ausgeschlossen werden, sondern der notwendige Habitus

1 Einleitung

und das soziale und kulturelle Kapital, das erforderlich ist, um einen Platz zu bekommen, marginalisiert sie von den Ressourcen, die ein solcher Kindergarten mit sich bringen kann. Marginalisierung kann also definiert werden als die Prozesse (oder häufige Kombinationen und Sequenzen von Kausalmechanismen (Tilly 2001: 365)), sowohl explizit als auch subtil, durch die bestimmte Teile einer städtischen Bevölkerung aus ressourcenreichen Umgebungen verdrängt werden, und zwar nicht aufgrund der Absichten von irgendjemandem, sondern weil die vorhandenen Mechanismen und das Kapital in verschiedenen Formen, das benötigt wird, um sie für sich arbeiten zu lassen, sie effektiv fernhalten und in einigen Fällen an den Rand drängen: An die Ränder der Stadt mit unerwünschten Hochhäusern, an die Ränder der Stadtlandschaften, wo unerwünschte Nutzungen unbemerkt bleiben können, an die Ränder des Bildungssystems, wo es Schulplätze gibt, um die niemand auch nur auf die Idee käme, zu konkurrieren, und an die Ränder des medizinischen Systems, wo Ärzte noch Patienten nehmen, die nicht privat versichert sind.“ (Blokland et al. 2016: 7 f., Übers. d. A.)

Weil Benachteiligung strukturell durch Vermögenswerte bedingt ist, liegt das Potenzial zu Interventionen durch den Bezirk und die lokale Politik vor allem auf der Ebene der Marginalisierung (die den Zugang zu Ressourcen betrifft) oder der Mechanismen, welche die Verwirklichungschancen einschränken. Sens Ansatz, der Verwirklichungschancen als „die Möglichkeit, wertvolle Kombinationen von menschlichen Funktionen zu erreichen“ (Sen 2005: 151, Übers. d. A.) begreift, erlaubt dabei die Unterscheidung zwischen, erstens, ob eine Person die Sachen tun kann, die diese Person schätzt, und, zweitens, ob sie „über die Mittel, Instrumente und Befugnisse verfügt, um dies zu tun“ (ebd.: 151, Übers. d. A.). Diese Verwirklichungschancen sind oft relativ: Wenn ich mich beispielsweise sehr dafür einsetze, um mein Kind auf eine bestimmte Schule außerhalb des Einzugsgebiets schicken zu können, muss das jemand anderen nicht gelingen, denn es gibt ja nur 30 Plätze in der ersten Klasse. Immer wenn wir etwas für uns selbst behalten oder für unsere Familie, bedeutet das: Jemand anders hat es nicht. Menschen in der Werner-Düttmann-Siedlung wohnen in einem Umfeld, wie das Beispiel der Spielstraße schon andeutete, wo die Verwirklichungschancen – als Folge der Gentrifizierung – der Anwohner:innen außerhalb der Siedlung in den letzten Jahren enorm gewachsen sind.

Warum sind diese Verwirklichungschancen wichtig? Sie erlauben es uns, die Frage nach Ressourcen auf zwei Ebenen zu stellen. Erstens geht es um die Organisation der Ressourcen von Menschen, die versuchen, ihre Position und die ihrer Familie zu halten oder zu reproduzieren (Wie Sorge ich dafür, dass meine Existenz gesi-

chert ist und es mir morgen mindestens so gut geht wie gestern, vielleicht sogar besser? Und wie kann ich das für meine Kinder organisieren?). Diese Ressourcen betreffen Formen der Unterstützung im Sinne von „to get by and get ahead“, wie es in der Literatur zum sozialen Kapital auch genannt wird (Curley 2010). Zweitens geht es um die Frage, welche Ressourcen Menschen in der WDS haben oder welche Marginalisierungen sie erfahren, um Verwirklichungschancen auf der Ebene der Nachbarschaft – als kollektives soziales Gefüge – zu verwirklichen.

Beide Sets hängen von einer sozialen Infrastruktur ab. Was das heißt, ist nicht für beide Formen von Verwirklichungschancen gleich. Was wünsche ich für mich und meine Familie und wie setze ich das um, steht gegenüber dem, was ich mir für uns als lokaler Gemeinschaft wünsche und wie wir das gemeinsam umsetzen.

Zusammenfassend gehen wir von Verwirklichungschancen (etwas zu tun, das ich als wertvoll erachte und für das ich Mittel, Instrumente und Befugnisse habe) und Ressourcen (die Mittel, Instrumente und Befugnisse, strukturiert durch unseren Habitus und unsere Disposition) aus, die uns durch unsere Einbettung in eine soziale Infrastruktur von Praktiken zur Verfügung stehen, das heißt durch soziale Netzwerke, fluide Begegnungen und dauerhafte Engagements (*durable engagements*). Mit sozialen Netzwerken meinen wir dabei die Verbindungen zwischen Individuen und ihren Familien, Freund:innen und Bekannten, also Bindungen zwischen Menschen, die sie üblicherweise als persönlich betrachten. Fluide Begegnungen verstehen wir als Zufallsbegegnungen zwischen Menschen, die sich eher spontan und ungeplant ereignen, besonders im öffentlichen Raum. Dauerhafte Engagements sind hingegen langlebig, nicht zwingend persönlich, aber erwartungsgebunden – an bestimmte Werte oder soziale Verhaltensweisen – und entstehen in institutionellen Kontexten (Blokland et al. 2016: 15). Alle hier genannten Praktiken sind wichtig, aber die Ressourcen, die aus sozialen Netzwerken fließen, sind mit anderen Normen und Werten verbunden als zum Beispiel die Praktiken der dauerhaften Engagements in einer Institution oder, konkret, in einer Schule. Die soziale Einrichtung Dütti-Treff fungiert, wie sich herausstellen wird, als Ort, wo es durchaus gelingt, dauerhafte Begegnungen in soziale Netzwerke umzuwandeln und diese zu stärken. Weniger effektiv scheinen solche Einrichtungen bei der Gestaltung gemeinsamer Ressourcen, um die Verwirklichungschancen der Gemeinschaft auf der Ebene der WDS zu ermöglichen.

1.3 Das kontextuelle Modell: Was es ist und warum wir es nutzen

In den nächsten Kapiteln besprechen wir die Organisation der Ressourcen der Bewohner:innen mit dem Ziel, am Ende die Ergebnisse in einem kontextuellen Modell zusammenzufassen. Wir fangen an mit der Frage, wie die Angebote, die momentan in der Siedlung in den Bereichen Gesundheit, Bildung, Arbeit und Soziales mithilfe der Bezirksverwaltung bestehen, so umgesetzt und weiterentwickelt werden können, dass das erhoffte Ergebnis der Stärkung der Positionen der Anwohner:innen erreicht werden kann. Was muss man aus dem Kontext wissen, um solche Vorhaben effektiv umzusetzen? Auf welche Hürden wird man stoßen und welche Chancen gibt es vor Ort? Das kontextuelle Modell dient dazu, strategische Richtungen für Interventionen zu skizzieren. Daraus können Expert:innen aus der Praxis konkrete Maßnahmen erarbeiten, da sie letztendlich durch ihre Praxiserfahrung, ihr Arbeitsfeld und die Nähe zu den Menschen am besten dafür qualifiziert sind. Das kontextuelle Modell besteht aus Brückenbedingungen, unterstützenden Faktoren, erschwerenden Faktoren (Variablen) und latenten Nebeneffekten:

- Brückenbedingungen sind Bedingungen, die man durch Präventionsmaßnahmen im Kiez nicht beeinflussen kann, die aber nicht zu übersehen sind: Sie bilden eine Distanz zwischen Umsetzung und Erfolg von Maßnahmen, die man überbrücken muss, ohne dass man diese Distanz aus dem Weg räumen kann. Es sind Faktoren, die man zwar innerhalb eines bestimmten Politikfeldes nicht beeinflussen, aber unbedingt *mitbedenken* muss.
- Unterstützende Variablen geben einen bestimmten Plan oder ein Set an Maßnahmen im Sinne eines „extra Supports“, liegen aber nicht im gleichen Feld.
- Erschwerende Variablen sind im Kontext der Interventionen externe Bedingungen, die negativen Einfluss auf den Erfolg der Maßnahmen haben. Man kann sie soziopolitisch beeinflussen, sie gehören allerdings zum externen Kontext. Unterstützende Variablen können den (negativen) Einfluss von beschränkenden Faktoren vermindern.
- Latente Nebeneffekte sind neue Probleme und Herausforderungen, die man nicht eingeplant hat. Sie folgen direkt aus den Interventionen und sind Geschehnisse, die erst einmal nicht offensichtlich mit den Ereignissen eines Plans zu tun haben.

1.4 Methodisches Vorgehen

Unsere Feldforschung aus der Zeit zwischen September 2023 und September 2024 bestand aus verschiedenen qualitativen Ansätzen. Wir verbrachten viel Zeit in der Siedlung und besuchten Veranstaltungen im Kiez. Dazu gehörten der monatliche Bewohnerstammtisch, das wöchentliche Frauenfrühstück und ab dem Frühling 2024 die Männer / Väter-Runden sowie Netzwerktreffen von professionellen Kiezakteuren. Wir besuchten Einrichtungen wie den Dütti-Treff, das Familienzentrum, den Jugendtreff Drehpunkt und das GraefeKids. Ein Kiosk in der Nähe war ein wichtiger Begegnungsort, wo viele Gespräche stattfanden. Wir schrieben insgesamt 50 Feldnotizen.

Kernstück der Forschung waren die leitfadengestützten Bewohner:innen-Interviews mit Fragen zu den Ressourcenthemen Wohnen, Wissen / Bildung, Geld / Arbeit und Gesundheit. Die 48 Interviews hatten in der Regel eine Länge von 45–60 Minuten. Alle Teilnehmer:innen gaben ihr Einverständnis, nachdem wir sie über die freiwillige Teilnahme und Anonymisierung der Daten informiert hatten. Wir interviewten 27 Frauen und 21 Männer zwischen 20 und ca. 70 Jahren. Unter ihnen waren auch fünf junge Erwachsene, die wir bereits im Rahmen unserer ersten Studie (Blokland / Šerbedžija 2018) in der WDS kennengelernt hatten. Daraus ergaben sich Folgeinterviews, die in der Analyse mitberücksichtigt und in einer anderen bevorstehenden Publikation (Šerbedžija i. E.) detaillierter behandelt werden. Um die Anonymität zu gewährleisten, gaben wir allen Interviewpartner:innen Pseudonyme (und verwendeten dabei symbolisch die Namensliste von Abgeordneten mit Migrationshintergrund im 20. Deutschen Bundestag¹).²

Wir wandten unterschiedliche Strategien an, um Interviewpartner:innen aus verschiedenen Kontexten zu gewinnen. Einen Teil erreichten wir über Kontakte, die wir bei Veranstaltungen herstellten. Über das Schneeballverfahren kontaktierten wir Nachbar:innen, die keine regelmäßigen Nutzer:innen von lokalen Einrichtungen waren. Über die Kioskkontakte ergaben sich vor allem männliche Gesprächspartner. Wir sprachen auch Menschen direkt vor ihrer Haustür oder auf ihrem Balkon an. Da laut Siedlungsstatistik (siehe Abbildung 4 in Kapitel 2.1) die Mehrheit der Menschen mit Migrationsgeschichte aus islamisch geprägten Ländern stammen, in denen Türkisch oder Arabisch gesprochen wird, warfen wir gezielt zweisprachige, deutsch-türkische bzw. deutsch-arabische Flyer in Briefkästen

¹Quelle: <https://mediendienst-integration.de/artikel/wie-viele-abgeordnete-haben-migrationshintergrund.html>

²In Einzelfällen, bei Interviewpartner:innen, die wir bereits aus vorherigen Projekten kannten, nutzten wir auch andere Pseudonyme, die wir ursprünglich (in früheren Publikationen) angewandt hatten.

1 Einleitung

und klingelten einige Wochen später an Türen. Daraus ergaben sich Gespräche, die wir in Feldnotizen dokumentierten.

Im Dütti-Treff organisierten wir im Dezember 2023 einen Mapping-Workshop mit 20 Bewohner:innen im Rahmen eines Methodenseminars unter Leitung von Talja Blokland und Valeria Lazarenko, bei dem eine Gruppe von 15 Studierenden der HU Berlin das Mapping mit den Teilnehmenden begleiteten. Da die Mapping-Methode als Add-on zu unserer Feldforschung fungierte, nutzten wir das visuelle Material nicht für eine tiefere Analyse im vorliegenden Bericht, beschreiben aber in Kapitel 3.1 kurz die wichtigsten Erkenntnisse, die sich aus den (Gruppen-)Gesprächen während des Workshops hinsichtlich der Alltagsmobilität und Relevanz von Orten in unmittelbarer Umgebung ergaben. Die Mappings selbst waren vor allem Anlass, um vertiefende Gespräche zu führen und neue Teilnehmer:innen aktiv in den Forschungsprozess miteinzubeziehen. Vor allem auch dort, wo Sprache ein Grund von Forschungsausgrenzung sein kann, ist die Anwendung einer visuellen Methode ein Extraimpuls für eine Gesprächsöffnung. Wir nutzen die Methode hier aber nicht in ihrem vollen Umfang, sondern sehen sie als ergänzend zu unserer weiteren ethnografisch angelegten Herangehensweise an.

Für die institutionelle Perspektive führten wir Expert:innen-Interviews mit dem Personal der lokalen Grundschule (der Leitung, einer Lehrkraft und Sozialarbeiter:innen) sowie einer Angestellten des Jobcenters. Außerdem fertigten wir Notizen zu den Gesprächen mit Mitarbeiter:innen aus lokalen sozialen Einrichtungen (vor allem dem Dütti-Treff) an und zogen (Gruppen-)Interviews aus einem früheren Projekt mit Stadtteilmüttern und jungen Frauen und Sozialarbeiter:innen in die Analyse mit ein.

Unser Forscher:innen-Team brachte sprachliche Ressourcen (Arabisch, Türkisch, Bosnisch / Kroatisch / Serbisch, Englisch) und Migrationsbiografien mit, die den Menschen vor Ort vertraut waren. Dies erleichterte Zugänge und Kontaktaufnahmen.

1.5 Aufbau der Studie

Die Studie ist in sechs Kapitel unterteilt. In Kapitel 2 skizzieren wir die Geschichte der Werner-Dütmann-Siedlung, analysieren die strukturelle Position der Bewohner:innen mit soziodemografischen Daten und stellen eine strukturelle Doppelbelastung fest, durch Geldmangel und Verdrängungsangst. Eine zusätzliche Belastung entsteht durch globale Krisen wie den Krieg in Nahost, der zahlreiche Familien in der WDS betrifft. In Kapitel 3 geht es um die Ressourcen, die Men-

schen anwenden, um ihre Verwirklichungschancen auf der persönlichen Ebene und der Ebene der Familie zu organisieren. Wie gezeigt werden soll, spielt die soziale Infrastruktur von sozialen Einrichtungen eine essenzielle Rolle, um diese Chancen zu ermöglichen und neue Wege zu eröffnen. In Kapitel 4 behandeln wir die Ebene der kollektiven Ressourcen und argumentieren, dass es innerhalb der WDS eine große Varietät an Ansichten über den Status der Siedlung und das Leben dort gibt, die gemeinsame Verwirklichungschancen erschweren. Zudem wird in diesem Zusammenhang das Konzept der kollektiven Wirksamkeit (*collective efficacy*) vorgestellt, das einsehbar macht, welche Faktoren diesem gemeinsamen Handeln mit einer gemeinsamen Vorstellung im Weg stehen. Dabei werden die externe Reputation und ihre stigmatisierende Wirkung akzentuiert. In Kapitel 5 fokussieren wir den Blick auf die Beziehungen zwischen Bewohner:innenschaft und Institutionen bzw. institutionellen Akteuren und erörtern die Zugänge und Barrieren in den Bereichen Bildung, Arbeitsmarkt und Gesundheit. Dabei stellen wir fest, dass selbst bei teilweise erkennbarer offener Haltung von Schulen und Behörden besonders Kommunikationsbarrieren potenzielle Ressourcenzugänge erschweren. Im Abschlusskapitel fassen wir unsere Ergebnisse durch die Beantwortung der Forschungsfragen zusammen und formulieren Empfehlungen für strategische Richtungen anhand eines kontextuellen Modells unter Rücksichtnahme konkreter Änderungswünsche aus der Bewohner:innenschaft. Dabei skizzieren wir lokale und internationale Beispiele für ressourcenfördernde Nachbarschaftsprojekte, die auch für zukünftige Implementationen in der WDS dienlich sein können.

2 Die Werner-Düttmann-Siedlung – Entstehungsgeschichte und strukturelle Position der Anwohner:innen

Zusammenfassung: In diesem Kapitel skizzieren wir die Geschichte der Werner-Düttmann-Siedlung, indem wir auf die Besonderheiten der physischen Baustruktur eingehen sowie auf den Wandel vom sozialen Wohnungsprojekt über den Wegfall der Sozialbindung bis zur (Teil-)Übernahme durch eine landeseigene Wohnungsbaugesellschaft. Mit statistischen Sozialdaten zu überdurchschnittlicher Kinderarmut, Arbeitslosigkeit und Transferleistungsquote beschreiben wir die strukturellen Positionen der Bewohner:innen. „Struktur“ muss man dabei aus der soziologischen Perspektive denken. Daraus lassen sich zwei strukturelle Brücken-Konditionen ableiten, die die Menschen in doppelter Hinsicht belasten: erstens Geldmangel, der sich mitunter durch lang anhaltende Ausgrenzungsformen (wie Arbeitsverbote) bei manchen migrantischen Bewohner:innen verfestigt hat und durch die aktuell stark gestiegenen Lebenskosten zur wachsenden Herausforderung wird. Zweitens prägt die immer angespanntere Wohnungsmarktsituation in der Stadt seit einigen Jahren das Strukturthema Wohnen zusätzlich den Siedlungsalltag. Dieses existenzielle Grundbedürfnis sehen viele Bewohner:innen in Gefahr. Erschwerend hinzu kommen die Folgen globaler Krisen wie die des eskalierten Nahostkrieges, der lokale Auswirkungen in der WDS hat, zumal viele Familien eine mit dieser Region verbundene Migrationsgeschichte haben und enormer psychischer Belastung ausgesetzt sind.

2.1 Geschichte der WDS und soziodemografische Daten

Die Entstehungsgeschichte der Werner-Düttmann-Siedlung ist mit dem historischen Kontext des sozialen Wohnungsbaus in West-Berlin eng verknüpft. Seit den 1950er Jahren profitierte West-Berlin vom umfangreichen sozialen Wohnungsbauprogramm der Bundesrepublik Deutschland (Hanuske 1995: 42 f.), das darauf abzielte, „für die breiten Schichten der Bevölkerung nach Größe, Ausstattung und Miete geeignete Wohnungen (Sozialwohnungen) zu errichten“ (§ 1 II WoBauG 1956). Das Wohnungsbau- und Familienheimgesetz sah vor, dass diese Wohnun-

2 Die Werner-Düttmann-Siedlung

gen „die Entfaltung eines gesunden Familienlebens, insbesondere für kinderreiche Familien, gewährleisten“ sollten (§ 2 II WoBauG). Das Förderprogramm war so angelegt, dass die Mieten bis zu 30 Jahre lang auf ein erschwingliches Niveau eingefroren wurden. Danach konnten sie gewerblich vermietet werden.³

Die Werner-Düttmann-Siedlung wurde durch Aufwendungszuschüsse subventioniert. Der Staat glich die monatliche Differenz zwischen den festgelegten Mieten und den tatsächlichen Ausgaben für Verwaltung und Refinanzierung über 30 Jahre aus. Da der Staat alle unrentablen Kosten trug, gab es für die Eigentümer keine Anreize zu kostensparendem Bauen. Der wirtschaftliche Anreiz für die Investition lag in großzügigen steuerlichen Abschreibungsmöglichkeiten der Erstinvestition. Die Finanzierungsbedingungen ohne Kostenbeschränkung ermöglichten die Realisierung städtebaulich und architektonisch anspruchsvoller Projekte, an deren Planung namhafte Stadtplaner und Architekten beteiligt waren, darunter Werner Düttmann⁴, nach dem die Siedlung benannt ist. Bis 2021 wurde die Düttmann-Siedlung von privaten Dienstleistungsunternehmen verwaltet, bevor sie von der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft WBM aufgekauft wurde. Die ehemaligen (privat verwalteten) Sozialwohnungen sind zwar größtenteils seit den 2010er Jahren nach dem Auslauf der ca. 30-jährigen Förderprogramme aus der Sozialbindung gefallen, aber dafür seit kurzem öffentliche Wohnungen. Ein kleiner Teil der Wohnblöcke am südlichen Rand der Siedlung (an der Ecke Graefestraße / Hasenheide) gehört nach wie vor einem privaten, nichtstädtischen Immobilieninvestor. Während unserer Forschung waren Anwohner:innen aus eben diesem Teil der Siedlung von Mieterhöhungen betroffenen (Klein 2023) (siehe dazu Kapitel 3.3).

Der Siedlungskomplex hat eine nach innen gerichtete Baustruktur (siehe Abbildung 2) und damit eher wenig Verbindungen zum Rest des Graefe-Kiezes. Während die Menschen ihre Blicke überwiegend auf die Innenhöfe richten, kommen kaum Außenstehende vorbei und die Menschen können das Kommen und Gehen der anderen Bewohner:innen leicht beobachten. Die zentrale Lage der sozialen Einrichtungen wie des Dütti-Treffs (Nummer 48E in Abbildung 2), des Knoten-

³Fast 85 Prozent der über 500.000 Mietwohnungen, die zwischen 1950 und 1989 im Rahmen der Programme der sozialen Wohnraumförderung gebaut wurden, profitierten von dieser Regelung. Da es hier keine Kostendeckelung gab, war der städtebauliche Spielraum weitaus größer. Anders als in Westdeutschland spielte die Wohneigentumsförderung in der Stadt eine untergeordnete Rolle. Zwischen 1952 und 1997 wurden umgerechnet über 11 Milliarden Euro öffentliche Mittel für den sozialen Wohnungsbau ausgegeben (Holm 2021).

⁴Düttmann war, zunächst als Senatsbaudirektor (1960–1966), dann als Professor für Architektur und Präsident der Akademie der Künste, eine bedeutende Persönlichkeit in West-Berlin. In seiner Zeit als Baudirektor gab West-Berlin jährlich 2 Milliarden D-Mark für den Wohnungsbau von 20.000 neuen Wohnungen pro Jahr aus: „Es entstanden dichte, urbane Quartiere des sozialen Wohnungsbaus, [die] [...] heute als soziale Brennpunkte gelten“ (Blokland i. E., Übers. d. A.).

2.1 Geschichte der WDS und soziodemografische Daten

punkts der Nachbarschaft, geht mit einer starken Sichtbarkeit einher – man sieht, wer dort ein und aus geht. Diese Sichtbarkeit des Nachbarschaftstreffs birgt auch Herausforderungen (siehe dazu mehr in Kapitel 3). Die eingeschränkte physisch-räumliche Verbindung zum Rest des Kiezes und die symbolische Bedeutung der Siedlungseingänge bzw. -schränken verstärken die soziale Isolation der Siedlungsbewohner:innen vom übrigen Leben in der Nachbarschaft. Es gibt kaum Verbindungen zum gentrifizierenden Viertel in der Umgebung. Aktivitäten, die in anderen Straßen organisiert werden, bringen kaum Menschen aus der WDS nach draußen, wie eingangs im Fall der Spielstraße veranschaulicht. Weitere Initiativen zur Überbrückung bzw. Überwindung kiezinterner Grenzen werden immer wieder von verschiedenen Seiten angestoßen: jüngst im Rahmen einer generationenübergreifenden Bildungskonferenz und durch Dialogformate mit Grundschulpersonal und Eltern im Dütti-Treff (siehe Kapitel 5).

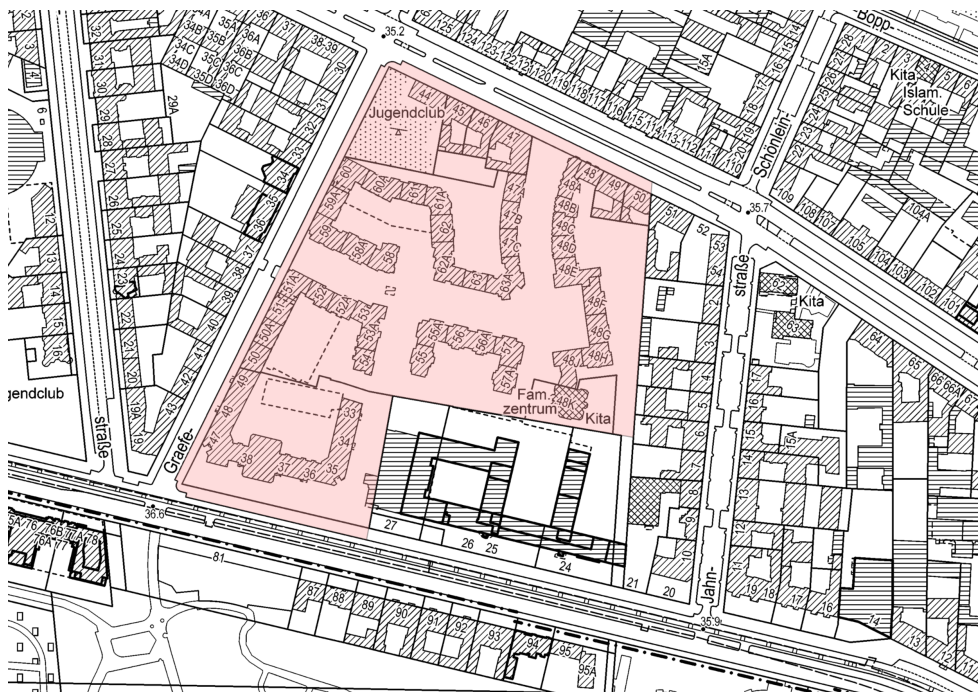


Abbildung 2: Die Werner-Düttmann-Siedlung im Graefe-Kiez

(Quelle: eigene Aufbereitung der SPK Friedrichshain-Kreuzberg, Stand 18.03.25; Kartenquellen: Geoportal Berlin / Karte von Berlin 1:5000 (K5 SW-Ausgabe) & Geoportal Berlin / Sozialer Zusammenhalt und Quartiersmanagement.)

Zwischen 2005 und 2020 unterlag die Werner-Düttmann-Siedlung dem Quartiersmanagement. Die Berichterstattung über soziale Probleme ist sowohl ein Spiegelbild als auch eine Konstruktion des Stigmas, das ihm anhaftet. Über die Zeit wur-

2 Die Werner-Düttmann-Siedlung

de in Berichten von Kiezakteuren oder Evaluationen der Bewohner:innenschaft wiederholt Vermüllung, Gewalt und Vandalismus beklagt, mitunter durch auffällige Jugendliche. Von den ersten organisierten Kiezzunden in den 1990er Jahren bis heute werden nahezu identische Problemlagen thematisiert, die sich als negative Labels verfestigt haben.⁵ Ähnlich sieht es aus, werden die dokumentierten (Verbesserungs-)Wünsche betrachtet, die mitunter bessere Bildungschancen für Kinder und Jugendliche (QM Düttmann-Siedlung 2020: 74 ff.) und mehr sozialen Zusammenhalt in der Siedlung akzentuieren (ebd.: 122). Wir können daraus ableiten, dass sich der Siedlungsdiskurs mit der Zeit nicht wesentlich verändert hat, was wiederum darauf hinweist, dass sich Position und Lebenslagen der Menschen nicht maßgeblich verändert haben.

Seit ihrem Bau in den 1980er Jahren wohnen in der WDS viele Familien aus sozial prekären Verhältnissen, Menschen mit Fluchterfahrung, Kriegstraumata und ohne Arbeitserlaubnis, perspektivischen Aufenthaltsstatus oder Teilhabechancen. Langansässige Bewohner:innen aus Krisenregionen wie Palästina und Kurdistan erlebten über Jahrzehnte eine Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben, wie Takis, der seit 25 Jahren in der Siedlung wohnt und lange Zeit keine Chance auf gesellschaftliche Teilhabe hatte:

„Aber früher hatten wir viele Probleme wegen, äh, kein Aufenthalt. Darfst du nicht arbeiten, darfst du nicht. Darfst nichts machen, nichts, nichts. Schau, ich bin [hier] seit 1990. Zum ersten Mal darf ich arbeiten im Jahr 2015. Guck mal: 1990.“

Die Abbildung 3 zeigt die Zusammensetzung der Sozialdaten der Bewohner:innenschaft im Vergleich zum LOR⁶ Graefe-Kiez Süd, in dem die WDS liegt, zum Bezirk Friedrichshains-Kreuzberg und zu Gesamtberlin. Wir können aus dieser Grafik ablesen, dass die relative Position der Bewohner:innen eine der Benachteiligung ist. Diese sind deutlich stärker von Arbeitslosigkeit, Kinderarmut und der Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen betroffen. Nach den Begrifflichkeiten des Monitorings „Soziale Stadtentwicklung“ sind all diese Sozialdaten in der WDS „stark überdurchschnittlich“, während sie in den Vergleichsgebieten, inklusive des unmittelbaren Kiezes, „durchschnittlich“ sind.⁷

⁵Die erste Kiezzunde, die von lokalen Netzwerkakteuren in der WDS gebildet wurde, entstand 1998, um soziale Spannungen im Kiez zu lösen: „Augenscheinlich beklagt wurde Vandalismus durch Jugendliche, Vermüllung des Wohnumfeldes, Lärmbelästigung, Verwahrlosung von Kindern: sprich Auswirkungen von Armut sowie sozialer und politischer Ausgrenzung“ (QM Düttmannsiedlung 2020: 47) – bis heute sind das Probleme in der Nachbarschaft.

⁶LOR steht für „lebensweltlich orientierte Räume“. Sie dienen in Berlin zur Erstellung kleinräumiger Datenanalysen, zum Beispiel hinsichtlich demografischer und sozialer Entwicklungen.

⁷Quelle: MSS 2023 – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen.

2.1 Geschichte der WDS und soziodemografische Daten

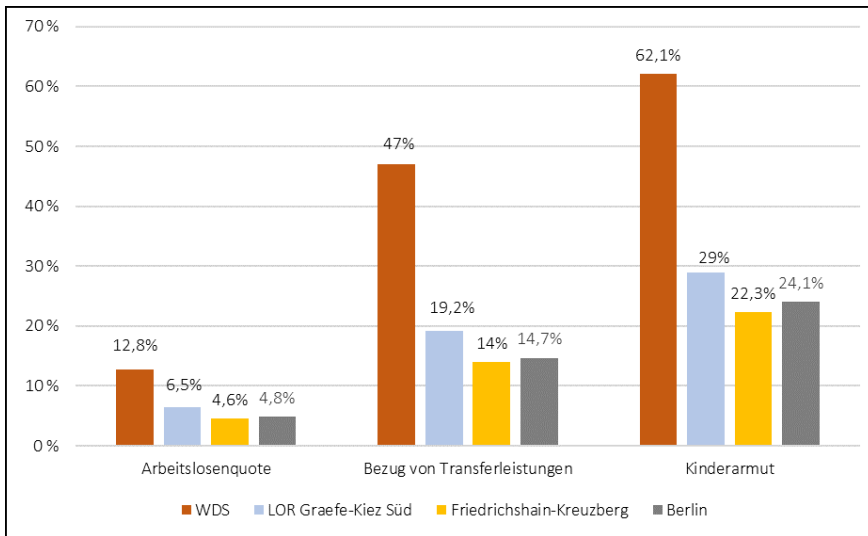


Abbildung 3: Sozialdaten der Werner-Düttmann-Siedlung, auf LOR-Ebene, auf Bezirksebene und in Gesamtberlin
(Quelle: Amt für Statistik Berlin-Brandenburg, Datenstand 31.12.2023. Die Zahlen zu Transferleistungen (alle Gebiete) sowie zur Kinderarmut (für die WDS) entsprechen dem Datenstand vom 31.12.2022.)

Bewohner:innen (gesamt)					
2762					
Geschlecht					
männlich			weiblich		
50,3%			49,7%		
Alter					
bis unter 18 Jahre		18 bis unter 65 Jahre		über 65 Jahre	
21,2%		69,9%		8,9%	
Bewohner:innen mit Migrationshintergrund					
(gesamt)	in %	davon EU	davon ehem. Jugoslawien	davon ehem. Sowjetunion	davon islamische Länder (Mitglieder der Organisation der Islamischen Konferenz)
2074	74,1%	16,2%	4,4%	2,6%	58,5%

Abbildung 4: Demografie und Bewohner:innen-Struktur der WDS: Jung und migrantisch
(Quelle: Amt für Statistik Berlin-Brandenburg, Datenstand 31.12.2023)

2 Die Werner-Düttmann-Siedlung

Die demografischen Daten (Abbildung 4), zeigen, dass die Werner-Düttmann-Siedlung einen überdurchschnittlichen Bevölkerungsanteil an unter 18-Jährigen (21,2 %) hat, was 4–5 % mehr sind als auf Bezirks- und Stadtebene. Zudem ist die Quote an Anwohner:innen mit Migrationshintergrund mit 74,1 % höher als der Berliner Durchschnitt (39,7 %).

2.2 Was ist „Struktur“ und warum ist sie wichtig? Ein kurzer soziologischer Ausflug

Welche Position jemand in der gesellschaftlichen Ordnung hat, wird durch eine Mischung aus Merkmalen bestimmt und nicht lediglich durch alleinstehende Faktoren wie beispielsweise „Migrationshintergrund“ oder „Einkommen“ oder „Geschlecht“. Deswegen sprechen Sozialwissenschaftler:innen von Intersektionalität: Wie es einem im Leben geht, hängt nicht einfach ab von der Herkunft oder dem Geschlecht oder dem Ansehen im Job oder dem Kontostand des Menschen. Die Faktoren kommen in sehr unterschiedliche Weisen zusammen. Sie sind aber Merkmale, die wir auch eingeschrieben bekommen oder „verkörpern“. Es kommt nicht drauf an, ob ich mich reich oder arm, als Mann oder Frau oder divers, als „deutsch“ oder eher „nicht-deutsch“ fühle: Es geht in erster Linie darum, wie man von anderen „gelesen“ wird. Dies hat eigenständige Konsequenzen, die strukturell bedingt sind.

Lassen Sie uns ein paar Worte über diese „Struktur“ verlieren, da wir in unserer Stadt viel weiterkommen werden, wenn wir auch politisch erkennen, welche Strukturen für eine bessere Stadt uns im Wege stehen.⁸ Struktur bedeutet nicht, dass Menschen selbst nicht ermächtigt sind.

⁸Für viele Soziolog:innen hat „Struktur“ sehr wenig mit der Entwicklung der Strukturtheorie in der Linguistik und Anthropologie zu tun. Als die Anthropologie begann, sich selbst als strukturell zu verstehen, entwickelte sie, wie Knauff (1996) vor 30 Jahren skizzierte, zwei Geschichten (oder ontologische Perspektiven) darüber, wie die Welt funktioniert. Die ersten waren interpretative Perspektiven, die sich in und neben Claude Levi-Strauss' Ideen von Signifikation und Sprachsystemen entwickelten. In dieser Linie entwickelte Michel Foucault sein Denken, und zwar im Gegensatz zu diesem. Er kritisierte die Vorstellung, dass unsere individuelle Existenz oder unser „Geist“ außerhalb der (sprachlichen) Strukturen existiert, durch die wir in einer Gesellschaft denken und klassifizieren. Die zweite, von Karl Marx' Betonung der Geschichte und des sozialen Wandels inspirierte Perspektive rückte die Ungleichheiten in der Gesellschaft stärker in den Mittelpunkt. Ihr Erbe besteht in der kritisch-anthropologischen Untersuchung von Ungleichheit in all ihren Dimensionen: kulturell, soziohistorisch und materiell, wie Knauff (1996) erklärte. Von hier aus entwickelten sich neue Kritiken mit einer poststrukturalistischen und kulturrelativistischen Wende einflussreicher Autoren sowie, ab den 1980er Jahren, Perspektiven der politischen Ökonomie.

2.2 Was ist „Struktur“ und warum ist sie wichtig?

„Strukturell“ richtet aber das Augenmerk auf Dinge, die wir tun und für selbstverständlich halten. Der Strukturbegriff ist hilfreich, um zu verstehen, dass Ungleichheiten nicht Produkt dessen sind, was wir individuell wollen oder nicht wollen, oder das Produkt unserer Traditionen oder der Dinge, die wir mögen oder nicht mögen, oder das Produkt unseres Geschmacks. Soziale Ungleichheiten sind ein Produkt des Hin und Her zwischen dem, wie wir in einem gegebenen historischen Umfeld handeln, auf Grundlage von dem, was wir aus der Vergangenheit in unseren Institutionen übernommen haben. Unsere Handlungen hängen nicht nur von unserer Einstellung ab oder von dem, was wir persönlich fühlen und wollen und was wir gerne geschehen sehen würden.

Der Punkt, den man über Struktur verstehen muss, ist, dass Wissenschaftler, die mit einem Strukturkonzept arbeiten (strukturelle Ungleichheit, struktureller Rassismus, strukturelle geschlechtsspezifische Voreingenommenheit), sich meistens überhaupt nicht auf die linguistisch-humanistischen Interpretationen von Michel Foucault beziehen, an denen Politiker wie Maximilian Krah (AfD)⁹ sich stören und Universitäten der „Schwachsinnigkeit“ beschuldigen. Das Verständnis von Struktur von Soziologen wie zum Beispiel Robert K. Mertons (1968) beinhaltet, dass soziale Struktur neue Motivationen hervorbringen kann, die nicht auf der Grundlage des Wissens darüber vorhergesagt werden können, was die Menschen als ihre Antriebe, Absichten oder Inspirationen hatten, bevor sie in eine bestimmte Beziehung oder Praktik eintraten. Das Berücksichtigen der sozialen Struktur heißt, dass die Möglichkeiten, die Menschen in der Werner-Düttmann-Siedlung haben, um ihre Ressourcen zu organisieren, nur beschränkt von dem Bezirk oder anderen lokalen Akteuren zu beeinflussen sind, da mehr fundamentale Änderungen der Chancenungleichheit notwendig sind. Das nicht zu machen oder nur auf der individuellen Ebene zu tun (indem jeder Mensch für seinen eigenen Erfolg oder Misserfolg verantwortlich gemacht wird) ist eine politische Entscheidung. Man kann die Konsequenzen abmildern, aber nicht strukturell auf dieser Ebene ändern. Der Mangel an Geld und anderen Ressourcen ist kein moralisches Thema, kein Thema der mentalen Stärke oder Gesundheit, sondern ein strukturelles Problem: Benachteiligung ist der verfestigte Kontext, in dem Bewohner:innen der Siedlung in ihren Verwirklichungschancen begrenzt sind. Trotzdem versuchen sie, Ressourcen (Mittel, Instrumente und Befugnisse) zu organisieren, um sich zu verwirklichen (etwas zu tun, das man als wertvoll erachtet durch Mittel, Instrumente und Befugnisse).

⁹In dem Podcast „Jung & Naiv“ behauptete Krah, dass sich „strukturell“ auf das bezieht, „was vor Foucault war“, und dass „alle“ jetzt von Foucaults Denken (das an sich recht foucauldianisch ist) beherrscht würden. Dann versuchte er gegen die vermeintlich „wachen“ Sozial- und Geisteswissenschaften zu wettern. Da wurde klar, wie wichtig es geworden ist, solche Begriffe zu erklären.

2.3 Strukturelle Brücken-Kondition: Ökonomische Ungleichheit verursacht Geldmangel

Die Möglichkeiten des Zugriffs auf Ressourcen der Bewohner:innen werden durch zwei Strukturfaktoren bedingt, die klar am wichtigsten sind in unseren Daten, und beide sind strukturell ökonomisch: die Unsicherheit in Bezug auf Wohnen und Geldmangel. Wir gehen erst auf diese zwei Faktoren ein. Egal wie viel soziale Arbeit man macht, wie sehr sich die Verwaltung änderungsbereit zeigt, wie viel humaner das Jobcenter werden wird oder die Lehrer:innen mit Kindern und Jugendlichen inklusiver umgehen – die soziale Ungleichheit in Deutschland und in Berlin nimmt zu, und die Preise steigen. Das heißt ganz einfach, dass Menschen am unteren Ende der ökonomischen Leiter es immer schwerer haben. Diese Schwierigkeiten werden entweder schon erfahren oder beschäftigen die Bewohner:innen im Sinne einer Abstiegsangst.

Wie wir in unserem Bericht aus dem Jahre 2018 zu der Lage der Jugendlichen schon geschrieben haben, prägt Geldmangel das Leben der Bewohner:innen in der Siedlung (Blokland / Šerbedžija 2018: 10–14). Wir müssen darüber nicht mehr sagen als die oben erwähnten Zahlen, die eigentlich für sich sprechen. Berlin ist schon lange nicht mehr billig: Der Verbraucherpreisindex in Berlin lag im Jahr 2023 bei 116,9 Indikatorpunkten. Seit 2020 gab es somit eine Preissteigerung um 16,9 %, wobei die Preise insbesondere im letzten Jahr angestiegen sind.¹⁰ Die Inflationsrate war leicht höher als in ganz Deutschland.¹¹ Freizeitaktivitäten wie zum Beispiel ein Kinobesuch steigen ständig im Preis. Dabei sind in Berlin vor allem die großen Kinoketten, die Blockbusters zeigen, am teuersten, und die unabhängigen, kleinen Kinos mit Filmen, die viel kulturelles Wissen voraussetzen, günstiger. Der Kinomarkt sorgt dafür, dass das Freizeitvergnügen einer Bildungselite weniger kostet als die Freizeitgestaltung von Menschen mit weniger formellem kulturellem Kapital. Der Uber-Platz, mit dem die Stadt einen Teil ihrer öffentlichen Möglichkeiten für Treffen und Zusammenkommen an den Markt verkauft hat, wird zwar von Uber- oder Taxifahrern – von denen es einige aus der Siedlung gibt – angefahren, aber ihrerseits kaum genutzt, weil dies zu teuer ist. Geld macht freier in einer Stadt, die zunehmend teuer wird. Die Anwohner:innen der WDS kommen da aber nicht mit.

Die Situation der materiellen Knappheit ist an sich nicht neu in der Siedlung, und Menschen haben oftmals von klein auf gelernt, dass die Verhältnisse in der

¹⁰Quelle: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1128270/umfrage/entwicklung-des-verbraucherpreisindex-berlin/>

¹¹Quelle: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1308929/umfrage/entwicklung-der-inflationsrate-in-berlin/>

Gesellschaft ungleich verteilt sind, und auch, dass Eltern die Möglichkeiten für ihre Kinder „mitzumachen“ versuchen zu verwirklichen:

„Auf meine Kindheit zurückblickend, weiß ich auf jeden Fall, das ich oft einstecken musste, also was für mich immer so ein wichtiger Moment ist, rückblickend aus meiner Kindheit, ist, damals gab es die Nintendo DS, die man so aufklappen konnte. Die hatte jeder, die hatte wirklich jedes Kind und die hatte in der Grundschule auch noch eine deutsche beste Freundin, und sie hatte alles. Sie hatte jedes Barbiehaus, jede Barbiepuppe, jedes Nintendo-DS-Spiel, und ich wollte auch eine Nintendo-DS-Konsole und ein Spiel haben, konnte ich aber nicht, und ich habe nicht verstanden, warum. Dann sind wir mal zu Karstadt gegangen und dann habe ich meine Mama schon angebettelt, dass sie mir wenigstens ein Spiel kauft, was gar keinen Sinn gemacht hat, weil ich die Konsole dafür nicht hatte. Aber dann hat sie nachgegeben und dann habe ich das Spiel bekommen und nach einer Woche gemerkt: Okay, können wir zurückgeben, bringt mir gar nichts. Aber ja, also es gibt auf jeden Fall Momente, wo ich gemerkt habe, mir geht es anders als anderen Kindern. Mir ging es deshalb nicht schlechter, ich hatte halt einfach die Konsole nicht.“ (Saleya)

Neben der relativen Armut oder einfach gesagt dem Geldmangel erschwert ein zweiter struktureller Faktor den Alltag der Menschen in der WDS zunehmend, insbesondere in den letzten paar Jahren, und das mit steigender Tendenz: Wohnen und eine damit verbundene immer größer werdende Unsicherheit.

2.4 Strukturelle Brücken-Kondition: Ungleichheit in Wohnen und Verunsicherung

Eine große Sorge vieler Menschen ist also die Wohnfrage, die zunehmend eine Existenzangst generiert. Dies wurde besonders deutlich bei einem Stammtisch im Dütti-Treff, der im Februar 2023 unter Beteiligung der Hausverwaltung organisiert wurde und bei dem viel mehr Anwohner:innen anwesend waren als sonst (über 60 Menschen) – weil die Hausverwaltung vertreten war und aktuelle Wohnprobleme im Fokus standen (Feldnotiz 01/2023). Eine Sozialarbeiterin erwähnte während der Diskussion, dass die Menschen aus Angst, ihre Wohnung zu verlieren, der Hausverwaltung nicht „auf die Nerven gehen“. Streit und Konflikte mit dem Vermieter können zu Mahnungen und schlussendlich Wohnungskündigungen führen – zumindest machten manche Bewohner:innen in der Vergangen-

heit auch solche Erfahrungen.¹² Dennoch äußerten in der großen Stammtischrunde Mieter:innen, sich von der Hausverwaltung „im Stich gelassen“ zu fühlen, da selbst in akuten Fällen – etwa bei Renovierungsbedarf nach Bränden, Schimmelentfernung und Ähnlichem – nicht adäquat gehandelt wird und Wohnungen über lange Zeiträume unbewohnbar sind. In einigen Interviews lernten wir, dass manche Bewohner:innen sogar temporär nach alternativen Wohnoptionen suchten, was zu hohen Kosten und Schulden führte (wer nicht bei Verwandten unterkommen konnte, ging zwischenzeitlich ins Hotel oder organisierte notwendige Reparaturen selbst und auf eigene Kosten). Manche Bewohner, mit denen wir Türgespräche führten, bezogen die erschwerte Wohnlage auch auf die eigene Herkunft oder den Namen, einhergehend mit dem Eindruck, man wolle sie aus der WDS „weghaben“:

P2 ist zwischen 50 und 60 Jahren und lebt seit 35 Jahren in der Siedlung. Er beschreibt, wie es für „Araber“ heutzutage schwerer geworden ist, in Berlin und Deutschland überhaupt zu leben. Er zeigt auf das Klingelschild mit seinem arabischen Nachnamen und sagt: „Heute werden wir alle gleich behandelt, obwohl wir auch sehr unterschiedlich sind.“ [...] „Die wollen uns hier weg haben“, sagt P1. Auch anderswo in Berlin ist es sehr schwer mit der Wohnungssuche. Seine E-Mail-Adresse wurde sogar geblockt, nachdem er sich bei einer anderen Hausverwaltung im [Kiez-Name] um eine Wohnung beworben hatte (Feldnotiz 45/2024).

Eine junge Berliner Studentin mit arabischen Wurzeln, die in der Siedlung aufgewachsen ist und dort noch mit ihren Eltern wohnt, betonte – wie viele andere Interviewpartner:innen auch – den Bleibewunsch und die gleichzeitige Sorge durch Verdrängung, als Folge der Gentrifizierung im Kiez:

„Ich denke mal, wenn ich jetzt eine neue Wohnung suchen würde, dann wäre ich [...] Opfer von Gentrifizierung, weil man einfach wirklich an die Ränder gedrängt wird. Und ich kenne viele Freunde, Bekannte und Verwandte, [die] mussten auf jeden Fall mindestens 5 bis 10 Kilometer weit wegziehen, weil es halt keine Wohnung mehr gab. [...] Viele Leute werden auch vertrieben, weil die Mieten steigen, und das wirklich im Halbjahrestakt. Das ist auch bei uns der Fall. Wir können das jetzt immer noch zahlen, aber ich weiß nicht, wie es in den nächsten Jahren aussehen wird. [...] Das ist schon, glaube ich, alles so geplant und gewollt. Und ich finde es einfach sehr traurig, weil ich eigentlich sehr gerne hierbleiben wollen würde.“ (Reem)

¹²Von dieser Mahnpraxis berichteten Kiezakteure während unserer Feldforschung zur Jugendstudie aus dem Jahr 2018.

Eine weitere Herausforderung sind beengte Wohnverhältnisse, mit denen gerade Familien konfrontiert sind, wo mehrere Generationen zusammenleben. Die Problematik ist bereits länger in der Siedlung bekannt (Blokland / Šerbedžija 2018: 11). Durch den zunehmend angespannten Wohnungsmarkt spitzte sich die Situation für Familien weiter zu. So erzählte uns eine Mutter, dass drei ihrer heranwachsenden Kinder sich ein Zimmer teilen müssten, weil die jungen Familienmitglieder, die eigentlich ausziehen wollten, keine bezahlbare Wohnung fänden (Feldnotiz 50/2024). Eine andere Mutter, Sanae, die mit ihrem Mann und vier Kindern auf ca. 80 Quadratmetern wohnt, entwickelte mit der Zeit ein System, um die räumliche Enge möglichst effektiv zu managen:

„Ich habe mein großes Zimmer aufgegeben. Hab’s meinen Kindern gegeben. Habe einfach die Hälfte durchgeteilt, [...] [für] einen Jungen und ein Mädchen gemacht. [...] Mein Problem: Ich habe ja noch ein kleines Kind [...], das Problem mit der Schlafenszeit: [Das Kind fragt:] ‚Warum sind die anderen noch wach?‘ Warum muss er ins Bett gehen? Ja, deswegen gehe ich jetzt auch mit ihm [...] früh ins Bett, damit er auch wirklich schläft. [...] Die Hälfte der Nacht schläft er erst bei mir im Zimmer und dann tragen wir ihn irgendwann nachts in sein Zimmer zurück, damit er in seinem Bett schläft. [...] Das ist das beste System bis jetzt.“

Oft waren es Bewohner:innen mit arabischer Migrationsgeschichte, die eine Verdrängungsangst aus dem Kiez äußerten. Dass eine durch Gentrifizierung mitverursachte neue Mischung im Quartier mit einem Wegzug arabischer (und türkischer) Familien einhergehe, vermutet auch eine Nachbarin, die keinen Migrationshintergrund hat, sich der Mittelschicht zuordnen ließe¹³ und mit ihrem Partner in der WDS lebt. Sie beschreibt das Quartier als „bunt“, und erklärt dazu: „Also bunt heißt, die türkischen, arabischen Familien sind weggezogen zum Teil“ (Jessica).

Wie der Soziologe Peter Saunders in den 1970er Jahren schon darstellte, ist ein Grundbedürfnis, um sich mit der Organisation der Ressourcen beschäftigen zu können, die bloße Sicherheit des Wohnens: Existenzielle Verunsicherung ist mit Unsicherheit über das Wohnen verbunden. Darüber hinaus bedingt die Sicherheit eines Wohnorts auch die Identität. Es ist notwendig, dass die Berliner Politik und Verwaltung sich über die weitgehenden Konsequenzen der Wohnverunsicherung informieren, die eine Wohnungspolitik mit Verlass auf dem Markt für Bürger:innen hervorbringt. Wohnen ist nicht nur eine Art des Konsums. Die Forschung zeigt (Horak / Blokland 2012; Genz / Helbrecht 2023; Leviten-Reid et al. 2023),

¹³In Anlehnung an Weck / Hanhörster (2016) fungiert ein hoher Bildungsgrad als zentraler Indikator für einen Mittelschichtstatus.

dass Partizipation und Mitmachen in unserem Wohnort einfacher zu erreichen sind, wenn Menschen sich zugehörig und zu Hause fühlen, und diese Zuversicht hängt mit der Gewissheit zusammen, nicht verdrängt zu werden. Bis jetzt wird diese Debatte geführt, als wäre Verdrängung eine Frage der Markteffekte und als könnten Menschen anderswo unterkommen. Dies ist nicht der Fall, da Arbeit, soziale Netzwerke, Ausbildung und Schule Menschen an ihre Orte binden. In der Debatte wird auch unterschätzt, dass die existenziellen Ängste, die Menschen entwickeln können, wenn ihr Wohnort nicht mehr sicher ist, zu psychischen, sozialen und ökonomischen Konsequenzen führen können, wie in der Forschung gut belegt ist (Elliott-Cooper et al. 2020; DeLuca / Rosen 2022; Westbrook 2024; Manzo 2016; Hyra et al. 2019). So sind Menschen, die sich Sorgen wegen der Wohnung machen müssen, öfter krankgeschrieben, öfter psychisch belastet und haben deswegen weniger Aufmerksamkeit für ihre Kinder. Steigende Mietpreise und die Bedrohung, die Wohnung nicht mehr zahlen zu können, haben einen höheren gesellschaftlichen Preis als bisher erkannt, und diese Situation macht das Leben in der WDS zunehmend schwer.

2.5 Die Welt in unserer Straße: Die WDS als globale Verflechtung

Meistens tun wir Dinge mit anderen Menschen: Unsere Handlungen sind ohne solche Beziehungen gar nicht möglich. Dadurch ist unser Handeln immer vom Kontext abhängig. Und der Kontext geht oft weit über die eine bestimmte Situation der gerade anwesenden Beteiligten hinaus, und eben mehr so unter Konditionen der Globalisierung und der Verdichtung von Zeit und Raum als Konsequenz der technologischen Entwicklung und der Digitalisierung. Als während der Corona-Pandemie Menschen in Deutschland für ihre Verwandtschaft im Libanon keine Medikamente mehr besorgen konnten, da man nicht reisen konnte, hatte das direkte Konsequenzen auf den Gesundheitszustand dieser Familienmitglieder. Wenn Menschen Angehörige in Kriegsgebieten haben, die sie finanziell unterstützen müssen, und mit ungewissen Situationen konfrontiert werden, bei denen sie nicht wissen, ob den Verwandten nur das Handy abhandengekommen bzw. der Akku leer ist oder aber sie ums Leben gekommen sind, dann steigt im hiesigen Alltag der Stress. Kurz gesagt: Die persönlichen Sorgen sind vom globalen Geschehen nicht zu trennen, und das merkt man in der WDS. Ebenso sind Verwirklichungschancen (Was stellt man sich im Leben vor?) und Ressourcen (Welche Mittel, Instrumente und Befugnisse habe ich, diese Wünsche zu realisieren?) tief mit dem globalen Geschehen für Menschen in der WDS verbunden, denn bei vielen ist der Wunsch nach einer besseren Zukunft für die Familie mit Weltpoli-

2.5 Die Welt in unserer Straße: Die WDS als globale Verflechtung

tik verbunden, wo die „wertvolle Kombination menschlicher Funktionen“ (Sen 2005, zitiert nach Blokland et al. 2016: 15, Übers. d. A.) von Verwandten zerstört worden ist, während wir unsere Feldforschung gemacht haben. Das Denken über den Begriff einer Kollektivität, einem „Wir“ als lokaler Gemeinschaft, und dem Erkennen von Möglichkeiten, gemeinsame Ziele zu verwirklichen, hängt hier zusammen. Es setzt voraus, dass Menschen sich gegenseitig Anerkennung schenken. Das individuelle Subjekt, so schreibt der Philosoph Axel Honneth,

„strebt danach, sein Verhalten moralisch zu kontrollieren, um soziale Wertschätzung für die Befolgung vorherrschender Normen zu erhalten: Dieses Bedürfnis des Subjekts wird befriedigt, sobald die potentielle Reaktion der Gesellschaft ihm zeigt, dass es als Mitglied der Gesellschaft, der es angehören möchte, gerechtfertigt akzeptiert wurde. Die Anerkennung ist in diesem Fall ein sozialer Akt der moralischen Wertschätzung, den sich ein Subjekt vorstellen können muss, um sicher zu sein, als legitimes Mitglied der sozialen Gemeinschaft angesehen zu werden.“ (Honneth 2020: 137, Übers. d. A.)

In der politisierten Lage mit den Straßenprotesten und Demonstrationen vieler Art, inklusive antisemitischer Äußerungen, scheint die Anerkennung des persönlichen Leidens dieser Berliner:innen in den Hintergrund gedrängt. Die öffentliche Empathie für ihren Schmerz hält sich in Grenzen, die mentale Belastung ist dagegen enorm.¹⁴ Diesen Mangel an Anerkennung erfahren viele Bewohner:innen in der WDS seit langem, aber vor allem mit dem zunehmenden Rechtsruck in der nationalen Politik und dem Umgang mit dem Leid der in der Siedlung wohnenden Betroffenen, die durch die Kriegshandlungen in Gaza persönlich belastet sind.¹⁵

Akute Sorgen um Familienangehörige in Kriegsgebieten führen dazu, dass sich Bewohner:innen in ihre eigenen vier Wände zurückziehen, wie uns wiederholt

¹⁴Der Zuwachs von Antisemitismus im öffentlichen Raum und im Diskurs gegenüber jüdischen Berliner:innen ist ein wichtiges und besorgniserregendes Thema und im verstärkten Maße seit dem Terror vom 7. Oktober 2023, der Israel und seine Bürger:innen erschütterte. Unsere Aufgabe war es aber, über die Anwohner:innen der WDS zu berichten.

¹⁵Wie relevant globale Verflechtungen für wen sind, hängt immer vom Zeitpunkt und Kontext ab: Während sie aktuell für Berliner:innen ohne Migrationsbiografie eine geringere Schwere tragen als aktuell für jüdische, palästinensische und libanesische Bewohner:innen unserer Stadt, war das beispielsweise während der Wendezeit Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre anders. Auch damals haben Menschen auf der individuellen Ebene aber in ihrem Alltag erfahren, dass die persönlichen Probleme, die durch globales Geschehen entstanden waren, nicht stark betrachtet worden sind. So entstand die Idee der „Wendekinder“ in welcher diese erfahrene Missachtung sich reflektiert. Diese Erfahrung der Missachtung wird heutzutage neu erlebt, diesmal aber von Berliner:innen mit Familienbiografien im Nahen Osten.

2 Die Werner-Düttmann-Siedlung

berichtet wurde. Andere betonten die wachsende politische Anspannung, die zusätzliche Verunsicherung generiert:

„Ich denke, da ist auf jeden Fall eine viel größere Anspannung in der Gesellschaft als noch vor ein paar Jahren. Auch vor allem der Palästina-Israel-Krieg hat viel dazu beigetragen, dass in der Gesellschaft was passiert ist. [...] Es ist mittlerweile so, dass du nicht weißt, wie es bei der anderen Person [an-]kommt, wenn du sagst, ich bin Palästinenserin, oder meine Großeltern kommen aus Palästina oder sonst was, da habe ich persönlich jetzt mittlerweile mehr Sorge vor der Reaktion meines Gegenübers als noch vor ein paar Jahren.“ (Saleya)¹⁶

Der Punkt ist nicht nur, dass Berliner:innen das Leiden der anderen Stadtbewohner:innen mittragen könnten, wenn es mehr Aufmerksamkeit bekäme. Vor allem zeigt es, dass man die Menschen aus der Werner-Düttmann-Siedlung nicht verstehen kann, ohne die Frage, wie es ihnen geht, mit ihren strukturellen Positionen zu verbinden. Benachteiligung heißt nicht, es mangelt einem einfach auf der individuellen Ebene an irgendetwas, als hätte man ein persönliches Defizit. Benachteiligung heißt, dass Menschen unterschiedliche Positionen einnehmen, da wir gemeinsam unsere globale Gesellschaft auf eine Art und Weise organisiert haben, die diese strukturellen Ungleichheiten bedingt. Weil man vor Ort in dem Bezirk und der Stadt die globale Lage lokal nicht ändern kann, nimmt die Wichtigkeit der symbolischen Anerkennung der Zugehörigkeit nur zu.

2.6 Fazit

Aus der Geschichte der Siedlung geht hervor, dass die Menschen, die hier wohn(t)en, damals wie heute strukturell benachteiligt sind. Die Zahlen zu Arbeitslosigkeit, Transferleistungsbezug und Kinderarmut liegen über dem LOR-, Bezirks- und Berliner Durchschnitt. Familien mit Fluchterfahrung, besonders aus dem arabischen Raum, sind in diese Prekarität gedrängt worden, da staatlich geregelte Ausgrenzungsformen wie ein unsicherer Aufenthaltsstatus und Arbeitsverbote ihre Position nachhaltig verfestigt haben und die Mobilitäts-, Entwicklungs- und Aufstiegschancen generationsübergreifend einschränkten. Obwohl überhaupt kei-

¹⁶An dieser Stelle sei nochmal angemerkt, dass, wie die demografischen Daten aus Abbildung 4 gezeigt haben, ein großer Teil der Bewohner:innen mit Migrationshintergrund aus islamisch geprägten Ländern kommen, allem voran aus dem Nahen Osten, sodass wir diesem Verhältnis entsprechend viele Interviewpartner:innen hatten, die sich als palästinensisch oder libanesisch identifizierten. Gleichzeitig hatten wir keine Gesprächspartner in unserem Sample, die angaben, aus Israel zu kommen oder jüdisch zu sein.

ne Perspektive da ist, dass sie jemals in die Region ihrer Eltern oder Großeltern zurückkehren können, fungieren diese stark limitierten Citizenship-Muster als große Hindernisse, sich in der Gesellschaft einen reproduktiven Status zu erwerben. Durch die immer angespanntere Wohnungsmarktsituation in der Stadt prägt seit einigen Jahren das Strukturthema Wohnen zusätzlich den Siedlungsalltag und bereitet vielen Sorge, denn dieses existenzielle Grundbedürfnis sehen viele Bewohner:innen in Gefahr. Die Verdrängungsangst steigt seit dem Wegfall der Sozialbindung und den damit einhergehenden Mieterhöhungen, insbesondere bei den sozial schwachen Haushalten. Erschwerend hinzu kommen die Folgen des Nahostkrieges, der sich lokal auf nachbarschaftliche Beziehungen direkt auswirkt und die Benachteiligung und mentale Belastung betroffener Familien verschärft, was sich etwa durch Rückzug, soziale Isolation, aber auch einen erhöhten Rassismus im öffentlichen Raum äußert, wie wir im weiteren Verlauf des Berichts zeigen.

3 Persönliche Verwirklichungschancen, Vernetzung und Teilen von Ressourcen: Die Stärken stärken

Zusammenfassung: Dieses Kapitel beschäftigt sich zentral mit dem Ressourcenpotenzial und wie die Bewohner:innen Verwirklichungschancen auf der persönlichen und familiären Ebene im lokalen Wohnumfeld stärken. Diese sind geknüpft an die praktische und symbolische Nachbarschaftsnutzung. Wir zeigen, dass viele Bewohner:innen ihren Alltag in der unmittelbaren Nachbarschaft verbringen und vor allem lokale Infrastruktur nutzen. Die starke Kiezorientierung bzw. eingeschränkte Mobilität ist darauf zurückzuführen, wie die Menschen aus der Werner-Düttmann-Siedlung ihre ökonomische Knappheit managen – ein Prozess, der mit Formen des Verzichts, Sparens und von informellen Praktiken einhergeht. Dabei spielt oft der eigene Familienkreis eine wichtige unterstützende Rolle – so wird oft Fürsorge (Care) intergenerationell durch (meist weibliche) Verwandte angeboten. Zudem sind insbesondere lokale Kiezeinrichtungen (wie der Dütti-Treff und das Familienzentrum) wichtige Stützen: Wer diese nutzt und sich dort vernetzt, erfährt Unterstützung, spricht vom „Dorfgefühl“. Des Weiteren fördert die rege praktische Nachbarschaftsnutzung vertraute Öffentlichkeit im Kiez und Sicherheitsempfinden durch ein (Er-)Kennen von Menschen und Situationen. Auch wenn es nicht die gesamte Bewohner:innenschaft so sieht – denn andere verweisen auch auf Anonymität und nehmen sich explizit aus dem Siedlungsgeschehen heraus –, haben gerade Einrichtungen wie der Dütti-Treff ein (ausbaufähiges) Brückenpotenzial, wie eine Initiative gegen Mietsteigerungen beispielhaft zeigt.

3.1 Der räumliche Radius des Alltags und das Managen der Knappheit

Die Werner-Düttmann-Siedlung hat eine vielfältige Bewohner:innenschaft. Nicht nur hinsichtlich der Faktoren wie Alter, Herkunft, sozioökonomischer Status und Wohndauer unterscheiden sich die Menschen. Auch die Wahrnehmungen über die Siedlung sind heterogen. Sie gehen mit der unterschiedlichen Nutzung des Kiezes und mit Differenzen in sozialen Vernetzungen einher. Dabei ist wich-

tig, dass symbolische Nachbarschaftsnutzung (Wie wichtig ist meine Nachbarschaft für meine Identität?) und praktische Nachbarschaftsnutzung (Wie viel von meinem täglichen Rollenrepertoire bringt mich außerhalb meiner Nachbarschaft oder hält mich gerade in der direkten Umgebung?)¹⁷ sehr unterschiedlich sind. Beim Denken über sozialen Zusammenhalt in der Nachbarschaft wird manchmal davon ausgegangen, dass die Nachbarschaft als Ort der Nutzung für alle Bewohner:innen gleichermaßen wichtig ist. Das ist nicht der Fall: Den Menschen, die am wenigsten Mobilität haben und einen limitierten Radius der Stadt- und Nachbarschaftsnutzung, sollte man bei Überlegungen, wie man das Zusammenleben in der Nachbarschaft gestaltet, deswegen Priorität geben.

Geldmangel bedeutet Stress, kostet Zeit und macht unfrei, da er die Möglichkeiten, Sachen anderswo in der Stadt zu unternehmen, beschränkt:

„Es ist wirklich ein schreckliches Gefühl und ein krasser, krasser Stressfaktor, diese finanzielle Unsicherheit, und [...] ich fühle mich gefangen, weil ich nicht frei bin. Geld, Geld ist mir echt nicht wichtig, aber Geld macht freier, und ich kann zum Beispiel aus der Siedlung nicht raus. Also wenn ich möchte, kann ich nicht aus der Siedlung raus.“ (Zaklin)

Bei dem Mapping-Workshop, den wir im Rahmen der Feldforschung mit 20 meist weiblichen Bewohnerinnen durchführten, zeigten die Kartierungen, dass der Radius der Freizeitaktivitäten oft sehr klein war, beschränkt auf fußläufig gut erreichbare Orte, zum Beispiel die Hasenheide. Nicht nur ist man mit diesem Park vertraut – es ist auch der Park, wo man ohne weitere Kosten am einfachsten hinkommt. Gleichzeitig sieht man auch klare Unterschiede: Während manche sofort anfangen, die sozialen Beziehungen im Kiez zu zeichnen, und dabei Gemeinsamkeiten (gemeinsames Sitzen am Tisch, zusammen spielen) als das Erste darstellten, das ihnen in Bezug auf ihre Nachbarschaftsnutzung einfiel (siehe beispielhaft dazu Abbildung 5), zeichneten anderen entweder nur die Wege, die sie nutzten, um funktionellen Rollen nachzugehen (Einkaufen, Arztbesuche, Gymnastik etc.) oder gaben nur die Orte an, die sie nutzten, ohne die Wege dazwischen als relevant anzusehen. Daraus kann man schließen, dass der öffentliche Raum nicht immer als Begegnungsraum, sondern auch einfach nur als Durchgangsraum erlebt wird.

In unseren Daten finden wir unterschiedliche Strategien, um die finanzielle und materielle Knappheit zu managen. Erstens verzichten Menschen auf Dinge, die sie im Kontext dieser Knappheit als „überflüssig“ definieren. Was für viele Berliner:innen im Alltag selbstverständlich ist – vom Kino- oder Restaurantbesuch

¹⁷Siehe für diesen Unterschied weiter Blokland 2003, 2024a.

3.1 Der räumliche Radius des Alltags und das Managen der Knappheit

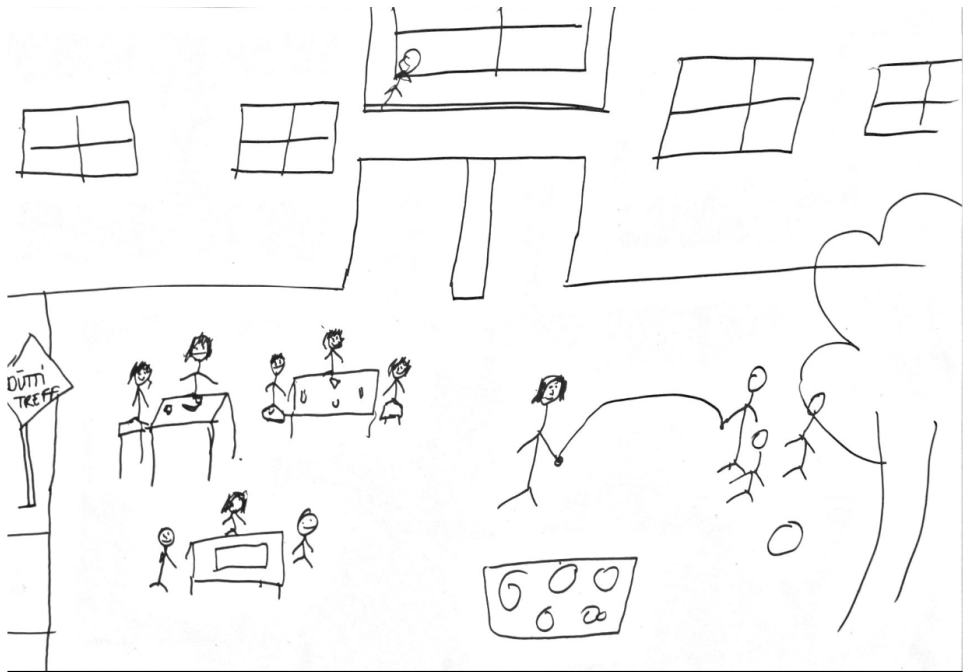


Abbildung 5: Mental Map (Zusammensein und Gemeinsamkeiten im Kiez)
(Quelle: Zeichnung einer Bewohnerin)

über den Kleidungs- bis zum Handykauf –, wird bei denen, die knapp bei Kasse sind, zu „unnötige[m] Zeug“, selbst wenn es mit einer Einschränkung sozialer Aktivitäten einhergeht, wie Schahina, die in ihren frühen 20ern ist und bei ihren Eltern wohnt, schildert:

„Ich versuche es auf jeden Fall, dass ich dann sehr viel verzichte auf andere Sachen, zum Beispiel draußen essen gehen oder mit Freunden ins Café gehen oder solche Sachen. Also unnötiges Zeug für den Moment.“

Das Leben danach auszurichten, was „notwendige“ Ausgaben sind, führt aber für junge Frauen direkt zu einem Verlust von sozialem Kapital: Eine Studentin der Technischen Universität Berlin berichtete, dass sie nicht oft mit anderen Kommilitoninnen ausgehe, da ihr dafür das Geld fehle. Sie habe immer den Eindruck, die anderen Studierenden seien besser vernetzt. In einem Gruppeninterview mit mehreren jungen Frauen wurde ausführlich darüber gesprochen, dass sie die Clubs in Berlin nicht besuchten, da sie sich dort nicht zugehörig fühlten, da sie es nicht mit einer Auffassung ihrer Religion vereinbaren könnten, da es dort viele Drogen gebe, aber *auch*, dass sie es sich finanziell nicht leisten könnten.

3 Persönliche Verwirklichungschancen, Vernetzung und Teilen von Ressourcen

Auch auf Reisen verzichten viele Familien, manchmal über mehrere Jahre, obwohl sie Angehörige im Ausland haben. Aber statt den Sommerurlaub bei Verwandten am Meer zu verbringen, müssen sich viele mit den Berliner Sommerbädern begnügen (wo ihre Anwesenheit zuweilen auch durch rassistische Ressentiments problematisiert wird).¹⁸ Eine weitere junge Frau aus dem Gruppengespräch berichtete, dass sie den ganzen Sommer über nur ins Freibad gehe, da sie für andere Aktivitäten weiter wegfahren müsse und die Reisekosten Zusatzausgaben zum Eintrittspreis bedeuten würden, sodass sie es bevorzuge, nur in das nahegelegene Sommerbad zu gehen. Neue Unternehmungen kosten immer Geld und sind „unnötiges Zeug für den Moment“, aber es sind diese Momente, in denen Heranwachsende aus anderen sozialen Schichten rausfahren oder -fliegen, um die Welt zu erkunden und es oftmals sogar als notwendigen Teil ihres Lebens betrachten. Die Tatsache, dass arbeitende junge Berliner:innen den vollen Preis für öffentlichen Nahverkehr zahlen müssen, wirkt sich negativ auf die Jugendlichen aus, die nach der Schule oder der Ausbildung arbeiten, und mehr noch, wenn sie auch zum „Familieneinkommen“ beitragen müssen.

Eltern priorisieren Kindeswohl und möglichst einen vollen Kühlschrank über andere Ausgaben, vor allem für sich selbst. Manche Eltern tragen seit vielen Jahren dasselbe Paar Schuhe – so etwa Zanda, eine alleinerziehende Mutter von vier Kindern, die aufgrund dauerhafter gesundheitlicher Probleme arbeitsunfähig und von staatlicher Sozialhilfe abhängig ist. Das Interview mit ihr fand in einem naheliegenden Café statt. Das war für sie außergewöhnlich:

„Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal in einem Café war. Ich habe nicht diese Angewohnheit, ich rechne mir immer aus, für das Geld, das ich dafür ausgeben würde, kann ich etwas für meine Kinder kaufen. Ich genieße es, wenn meine Kinder ein paar Schuhe oder eines schönes T-Shirt bekommen. Es muss nicht ein Marken-T-Shirt sein, aber ein schönes.“

Einkäufe werden strategisch erledigt, sodass billige Waren gekauft werden können und zum Beispiel Gemüse auf dem Markt. In Gesprächen während des Mapping-Workshops sprachen Frauen untereinander über die Ladenpreise und welche Läden sie für welchen Einkauf am besten fanden. Gezielt die günstigen Waren in verschiedenen Läden zu recherchieren und zu besorgen kostet Zeit. Einkäufe werden oftmals gemeinsam mit Angehörigen oder Bekannten erledigt, die Zugriff auf ein Auto haben, sodass man bei Bedarf ein bisschen weiter weg – zum größeren Discounter – fahren kann, um viel auf einmal zu besorgen. Die Nutzung von Spä-

¹⁸So posierte die AfD-Politikerin Beatrix von Storch im Sommer 2023 mit einem Kamerateam vor dem Sommerbad Neukölln anlässlich dort wiederkehrender Schlägereien junger, männlicher Gruppen, um die migrationsfeindliche Agenda ihrer Partei zu propagieren (Zotter 2023).

3.2 Lokale Netzwerke und Ressourcen miteinander teilen

tis mit Lebensmitteln in nächster Nähe wird möglichst vermieden, da sie zu teuer sind. Genauso verhält es sich auch mit dem Bioladen, der Teil des Siedlungskomplexes ist. Das langsam gentrifizierende Angebot ist nicht mehr für diese Bevölkerungsgruppe geeignet.

Neben dem Verzicht oder durch gezieltes sparsames Einkaufen von Lebensmitteln und notwendiger Bekleidung organisieren Bewohner:innen auch auf andere Weise Ressourcen für ihre materiellen Lebensbedingungen. Manchmal geht es dann um kleine Zuverdienste, die unter dem Radar der Behörde bleiben. Es wird für andere geputzt und betreut ohne Arbeitsvertrag, auch in anderen Teilen der Nachbarschaft. Eine Bewohnerin in ihren 50ern, die Bürgergeld bezieht und mit ihrem Mann seit über 20 Jahren in der WDS lebt, spielte mit der Idee, Kinderbetreuung via Kleinanzeigen anzubieten:

„Ich habe mich auch schon jetzt hier in Ebay-Kleinanzeigen registriert. [...] Was ich mir auch noch vorstellen kann: Du hast zum Beispiel zwei Kinder, kannst das aber nicht stemmen, dass ich dann zu dir nach Hause komme und mit den Kindern lese und mit denen spiele, [...] so eine Art [...] Oma in Kleinanzeigen.“ (Nadine)

Auch organisierten Bewohner:innen verschiedene Trödelmarktaktionen, entweder durch den Verkauf eigener Sachen oder wie im Falle von Rasha im Rahmen eines Tauschbasars für Kinderkleidung, jedoch unter dem Motto der Nachhaltigkeit, um einem möglichen Schamgefühl bei Nachbar:innen entgegenzuwirken:

„Wenn man sich ein bisschen dafür schämt, dass man das Geld nicht hat. Und deswegen wollen wir das nicht so zeigen, nur weil ihr kein Geld habt. Wir sagen auch: ‚Ey, das ist doch eine tolle Idee, der Umwelt zuliebe.‘ Vielleicht ist das für die dann eine andere Sache, wo die dann sagen, okay, so wird das ein bisschen versteckt, dass ich kein Geld habe. Es geht einfach um die Umwelt. Natürlich geht es auch in dem Moment um die Umwelt, aber für die geht das ja auch um das Geld. Darüber wird einfach nicht gesprochen, dass die Menschen hier nicht so viel haben.“

3.2 Lokale Netzwerke und Ressourcen miteinander teilen: Familien, soziale Einrichtungen und das Gefühl eines Dorfes

Eine ältere Frau, eine Witwe mit sieben Kindern und palästinensischen Wurzeln, kümmert sich ganztäglich um ihr einjähriges Enkelkind, da die Mutter schwer erkrankt ist (und seit langer Zeit im Kran-

3 Persönliche Verwirklichungschancen, Vernetzung und Teilen von Ressourcen

kenhaus im Koma liegt) und der Vater arbeiten muss. Sie macht das gemeinsam mit einer Nachbarin, die sie schon seit 20 Jahren kennt, die besser Deutsch spricht und sich besser mit den deutschen Behörden auskennt. Zu zweit gehen sie oft zum Dütti-Treff, wo die Freundin für die Großmutter vorspricht und sie in ihren Interessen unterstützt. Nur durch dieses Netzwerk ist es dem Sohn möglich, seiner Arbeit nachzugehen. Am Freitag versammelt sich die ganze Familie mit den Kindern, Partner:innen und Enkelkindern bei der älteren Frau zu Hause. Die Enkelkinder kommen dann direkt aus der Schule alle zu ihr, sodass sie, bis die Eltern mit der Arbeit fertig sind, bei Oma bleiben (Feldnotiz 50/2024).

Es ist uns nicht bekannt, ob und wie die ältere Dame für die Erziehung des Enkels bezahlt wird, aber das Beispiel zeigt, dass die Idee einer eingeschränkten Bedarfsgemeinschaft, die einer Klein- bzw. Kernfamilie entspricht, nicht die Lebensumstände in der Siedlung widerspiegelt. Nur durch die Familienbeziehungen, die über die Kernfamilie hinausgehen, gelingt es manchen, materiell durch den Alltag zu kommen.

Bei Geldmangel wenden viele Menschen der WDS sich an die eigene Verwandtschaft. Leihgaben durch Familienangehörige oder enge Freunde wurden oft als primäre Option benannt, was man tut, wenn man mehr Geld benötigt, als man gerade hat. Während in Mittelschichtsfamilien Kinder regelmäßig Taschengeld von ihren Eltern bekommen, unterstützen Jugendliche aus der Siedlung die Haushaltskasse beispielsweise durch Ferienjobs. Oder Geld kommt beiläufig von Familienmitgliedern, die sich mehr leisten können oder weniger Kosten haben:

„Konto wird überzogen [...]. Man muss zurechtkommen [...]. Manchmal [durch] typische Ferienjobs, wo meine Kinder gearbeitet haben. Dann gibt es manchmal den Onkel, der den Kindern was gibt, verlangen will niemand etwas, aber wir machen das Beste draus.“
(Misbah)

Sich beim Onkel oder Schwager oder der Schwester Geld zu leihen, kann aber auch Stress in familiäre Beziehungen bringen, sodass wiederholt betont wurde, dass eigentlich Leihgaben / Schulden innerhalb der Familien am liebsten vermieden würden, auch wenn es manchmal sein müsse. Aus der Literatur ist bekannt, dass nicht alle Menschen, die in Armut leben, die Möglichkeit haben oder nutzen möchten, sich auf andere in ihrem Umfeld zu verlassen (Blokland / Noordhoff 2008; Mazelis 2015).

So gibt es Menschen, die wenig mit uns über ihre Geldprobleme sprechen wollten, aber auch nicht mit anderen darüber redeten, da sie sich für ihre Armut schämen.

3.2 Lokale Netzwerke und Ressourcen miteinander teilen

Nicht nur im sozialen Gefüge einer Nachbarschaft wie der WDS entsteht oftmals eine schwierige Bilanz zwischen Geben und Nehmen und den Erzählungen darüber, wer schenkt und beschenkt wird und wie damit umgegangen wird (Offer 2012).

In den Interviews mit den Stadtteilmüttern hatten wir schon vor diesem Projekt gelernt (siehe Blokland et al. i. E.), dass sich Unterstützung in der Siedlung zu holen, ein Balanceakt ist. So versuchen unterschiedliche Instanzen einerseits näher an den Menschen zu kommen, da sie vor Ort im Dütti-Treff oder dem Familienzentrum ihre Angebote machen und so auf die Menschen zugehen, andererseits aber von ihnen erwarten, dass sie diese Angebote aufsuchen. Mit der spezifischen Baustruktur der Siedlung und der zentralen Lage des Dütti-Treffs ist dieser für Gemeinschaftsaktivitäten, die den Austausch und das Teilen von Ressourcen unter Bewohner:innen in den Vordergrund stellen, sehr geeignet. Es ist aber schwieriger, wenn es um direkte Hilfsangebote wie Beratungen in Rechtssachen, zum Kinder- und Familienschutz, zu genderbasierter Gewalt oder auch um finanzielle (Schulden-)Beratung geht. In einem starken Netzwerk gibt es auch die Themen, die man für sich behält, vor allem in der Nachbarschaft: Gute Nachbarn halten sich auch zurück (Blokland 2003). Eine der Stadtteilmütter deutete in einem Interview an, dass es extrem wichtig sei, dass sie, wenn sie Frauen anböten, mit ihnen zu sprechen, sich von der Community distanzieren. Das, was man einer Professional erzählt, darf auf keinen Fall in die Beziehungsweben der Nachbarschaft zurückfließen. So scheinen vor allem die Beratungen gut zu funktionieren, die zwar eine Nähe in den Positionen der Beteiligten widerspiegeln (zum Beispiel, wenn beide Seiten die Erfahrung teilen, rassistische Anfeindungen erlebt zu haben), aber nicht unbedingt aus der gleichen Nachbarschaft bzw. dem gleichen sozialen Netzwerk kommen. An anderer Stelle haben wir ausgewertet, dass auch auf Seiten der Fachkräfte (oder Professionals) die Gefahr der Ressourcenschöpfung größer erscheint, wenn von den Stadtteilmüttern erwartet wird, dass sie immer für ihre Kund:innen da sind, was noch einmal verstärkt wird, wenn die Arbeit im eigenen Wohnumfeld geleistet werden muss. Ein anderer Aspekt des Einsatzes von Ressourcen aus der Siedlung – ebenfalls durch das Stadtteilmütterprojekt veranschaulicht – ist, dass die Gleichverteilung beim Zugang zu Ressourcen behindert werden kann, wenn Frauen ihren Zugang zu Ressourcen als Kiezmütter als soziales Kapital in ihrem eigenen Netzwerk verwerten und als Resultat andere Bewohner:innen weniger Zugriff haben. Weil die Brücken zwischen Ressourcen und Bewohner:innenschaft also immer notwendig sind, garantieren sie nicht, dass alle Bewohner:innen gleich informiert sind, gleiche Zugriffschancen oder gleiche Möglichkeiten haben, die Ressourcen zu nutzen. Dieser Effekt ist aber nicht besonders für die Siedlung. Er tritt überall auf, wo Gatekeeper-Situationen entstehen. Schwieriger wird es vor allem, wenn ein Beratungsangebot

nicht besucht wird, da man fürchtet, auf dem Weg dorthin von Nachbar:innen gesehen zu werden, die nicht zum engsten Familienkreis gehören, aber schon im gleichen Netzwerk von Gossip eingebunden sind. Das ist nichts Neues. Für die Praktiken der sozialen Arbeit in der Werner-Düttmann-Siedlung ist aber wichtig, dass die Sichtbarkeit einer Beratungsstelle auch automatisch heißt, dass alle, die um den Dütti-Treff wohnen, sehen können, wer wann ein und aus geht.

Ein Teil der Bewohner:innenschaft sieht die Siedlung als „Dorf“ an, wo man sich kennt und viele soziale Kontakte hat. Das stimmt überein mit der Beschreibung der jungen Anwohner, mit denen wir 2018 sprachen, dass hier jeder jeden kenne (Blokland / Šerbedžija 2018: 27). Aber die knapp 3000 Menschen, die in der WDS wohnen, kennen sich nicht alle untereinander. Allerdings führt die abgeschnittene bauliche Struktur unter Umständen dazu, dass man am Gang von Menschen oft sehen kann, ob sie zielgerichtet durch die Siedlung gehen, da sie sich auskennen, oder Fremde in der Siedlung sind, und in den Innenbereich der WDS kommen eigentlich keine zufälligen Passanten vorbei. Vielen kennen sich nicht unbedingt persönlich, aber vom Sehen, und können so einordnen, wer regelmäßig in der Siedlung ist oder dort wohnt oder wer ein neues Gesicht ist. Das trifft natürlich nur auf die Bewohner:innen zu, die den Innenbereich der WDS als Durchgangsraum nutzen. Dann gibt es aber auch Bewohner:innen, die tatsächlich Familie in der Siedlung haben: die Kinder sind groß geworden und wohnen mit ihrer eigenen Familie ebenfalls dort, oder Cousins oder Cousinen wohnen in der Nähe.

Die Ressourcenknappheit hat lange nicht auf Wohnungsfrage zugetroffen, denn in den Jahren, als es in Berlin noch keine Wohnungsknappheit gab, war das Organisieren einer Wohnung keine große Sache. In diesen Jahren haben Familien mit wenig finanziellen Ressourcen die Möglichkeiten genutzt, das soziale Kapital ihrer Familie lokal zu organisieren, sodass junge Familien oder ältere Personen einfach unterstützt werden konnten. Wer beispielsweise durch Familienzuwachs eine größere Wohnung benötigte oder zu seiner Verwandtschaft in die WDS ziehen wollte, brauchte nur beim Hausmeister anzufragen. So lobten viele Bewohner:innen die schnell organisierte Unterstützung durch den ehemaligen Hausmeister, der bei der vorherigen Hausverwaltung angestellt und über viele Jahre eine zentrale und vertraute Ansprechfigur in der Nachbarschaft war:

„Hier haben schon Verwandte von mir gewohnt, und es war auch damals relativ, sehr einfach, eine Wohnung zu bekommen. Der Hausmeister meinte: ‚Da suchen Sie sich eine Wohnung aus.‘“ (Misbah)

3.2 Lokale Netzwerke und Ressourcen miteinander teilen

„Man konnte sofort den Hausmeister anrufen, und er war jeden Tag hier, man konnte ihn ansprechen, anrufen [...]. Was er reparieren konnte, hat der repariert, was nicht, hat er weitergegeben, ohne Probleme, und in einer Woche war die Firma auch da, und dann haben wir alles, ohne Komplikationen alles gemacht.“ (Canan)

Inzwischen hat sich die Situation in der Werner-Düttmann-Siedlung stark verändert und mit ihr die Zuständigkeiten und Handlungsspielräume des Hausmeisters. Zum einen ist die neue Hausverwaltung viel zentralisierter und digitalisierter organisiert, sodass Bewohner:innen viele Anliegen nicht mehr über die Direktbegegnung mit dem Hausmeister vor Ort geklärt bekommen, sondern E-Mails oder Telefonate an externe Stellen tätigen müssen. Darüber beklagten sich die Nachbar:innen auch beim bereits erwähnten Stammtisch im Austausch mit der aktuellen Hausverwaltung vehement (Feldnotiz 01/2023). Bezüglich Kleinreparaturen oder sonstiger Mängelbeseitigungen ist es also komplizierter geworden. Noch schwerer steht es jedoch um die Situation der Wohnungssuchenden, da Wohnungen nicht mehr nach einem Prinzip vergeben werden, das im sozialen Gefüge der Siedlung gewohnt und wichtig war, aber offensichtlich über einen „Computer“, der eine Warteliste generiert, wo auch die Mitarbeiterin der Hausverwaltung „nichts machen kann“ (Feldnotiz 01/2023). Die Freundin der oben erwähnten Großmutter hat 20 Jahre in der Siedlung gewohnt, bekam dann einen Mietvertrag außerhalb der Siedlung, den ihr Mann abgeschlossen und den sie nicht unterschrieben hatte. Die Wohnung ist inzwischen verkauft, und sie hat nach einer Beratung unterschrieben, nur noch vier Jahre dort wohnen zu bleiben. Allerdings hat sie nicht damit gerechnet, dass sich herausstellen würde, dass es völlig unmöglich geworden ist, eine geeignete Wohnung in der Siedlung zu finden – dort wo sie ihre Rolle als Übersetzerin und treue Freundin von der Frau, die sich jetzt um ihre Enkelin kümmert, weiter fortführen kann (Feldnotiz 50/2024). Es geht also schon längst nicht mehr nur um die Frage, wer welche Wohnung bekommt, aber um wie Wohnraum eine Ressource war, um den Alltag zu organisieren; eine Ressource, die immer knapper und schwieriger zu organisieren wird. Die starken Abhängigkeiten, um überhaupt durch den Alltag zu kommen, sowohl von Familien mit kleinen Kindern als von Familien mit älteren Menschen, bedeutet, dass die neuen Zuweisungsmechanismen zwar eine – nach Marktbedingungen gemessen – „faire“ Wohnungschance auf dem Papier bedeuten, allerdings die sozialen Hilfsleistungen innerhalb der Siedlung beschädigen. Aus dieser Perspektive spricht viel dafür, folgende Gruppen zu bevorzugen: große Familien mit ihren Unterstützungsnetzwerken, Familien mit kleinen Kindern, frisch verheiratete Paare und ältere Menschen.

3 Persönliche Verwirklichungschancen, Vernetzung und Teilen von Ressourcen

In den Medien wird oftmals herablassend von „Großfamilien“ geredet (siehe dazu Özvatan et al. 2023), wobei es diese Menschen sind, die durch das lokale Organisieren ihrer Familienverbände die erwünschten Aufgaben, dass Familien sich selbst um Fürsorge und Pflege kümmern, stark wahrnehmen. In manchen Fällen sieht man den Effekt von „draining social capital“ (Curley 2008), nämlich dort, wo Familien, die relativ starke Ressourcen haben, durch Verpflichtungen gegenüber Familienmitgliedern, Freund:innen und Bekannten nicht mehr dazu kommen, sich selbst zu verwirklichen. Es ist bekannt, dass es manchmal bessere Möglichkeiten gibt, sich auf die eigene Kleinfamilie zu konzentrieren, wenn man sich nicht um andere in der Nachbarschaft kümmern muss. Man soll deswegen keineswegs unsere Daten so interpretieren, als möchte niemand aus der Siedlung weg.

Insbesondere Interviewpartner:innen mit Kindern beschreiben eine Gemeinschaft als lokale Praxis in der Siedlung, denn Eltern und ihre Kinder nutzen, so wie auch allgemein der Fall ist, die unmittelbare Wohnumgebung besonders stark: die Spielplätze und verkehrsberuhigten Wege zwischen den Häuserblocks, den bei schönem Wetter stets gut besuchten Werner-Düttmann-Platz und die kinderfreundlichen Einrichtungen. So beschreibt Rasha, wie sie zunächst nach ihrem Zuzug in die WDS Vorbehalte hatte und distanziert war, ehe sich dies durch den Kontakt zum Familienzentrum änderte:

„Das Familienzentrum hat das dann dazu gebracht, dass ich mehr mit der Siedlung in Kontakt kam und auch mit den Menschen hier. Vorher war das ja gar nicht der Fall, [...] da hatte ich ein bisschen Angst vor, muss ich sagen, weil man immer gehört hat: ‚Ja, die sind doch alle komisch, und die sind aggressiv und gewalttätig‘, was auch immer. [...] Aber als ich dann im Familienzentrum die Mamis kennenlernen durfte, habe ich davon gar nichts gesehen [...], und die haben sich ja auch total bemüht für ihre Kinder. Die waren immer jedes Mal hier, weil es ja im Prinzip am meisten auch um die Kinder ging [...], die waren super zu ihren Kindern und super auch zu uns, und ich habe mich richtig mit denen angefreundet. Also mittlerweile kenne ich schon jeden aus der Siedlung und alle nett und alle toll.“

Auch Cem, der seit 2000 in der WDS lebt, und wo auch seine Kinder inzwischen aufgewachsen sind, spricht vom freundlichen Miteinander:

„Die meisten Leute hier sind wie eine Familie. Natürlich sehen wir uns die ganze Zeit. Ihre Kinder kommen zu uns, unsere Kinder gehen zu ihnen. [...] Die Nachbarn hier kommen und gehen zueinander. Sogar Frauen sitzen im Garten, wo wir uns treffen, und erledigen dort

Dinge. Sie bringen Tee mit, trinken Tee, unterhalten sich. Arabische Frauen und türkische Frauen haben eine solche Freundschaft.“

„Familie“ und „Dorf“ verbinden diese Anwohner:innen mit Solidarität und gegenseitiger Hilfe, aber auch mit einem überwachenden Blick, was respektabel ist und was nicht, wer mit wem gesehen wird und wer was über wen erzählt. In Gesprächen mit Stadtteilmüttern haben wir gelernt, dass die Mitarbeiterinnen des Projekts ein feines Gespür zwischen Nähe und Distanz entwickelt haben, da immer so viel Distanz bestehen bleiben sollte, dass Frauen aus der Siedlung sich trauen konnten, über Probleme zu sprechen, und sich trotzdem sicher sein konnten, dass diese Probleme nicht bei allen anderen bekannt wurden. Die professionelle Identität der Stadtteilmütter (wie die der Sozialarbeiter:innen) kommt mit einer Art des Vertrauens, die notwendig ist, um über sensible Themen, die nicht draußen im „Dorf“ bekannt sein sollten, sprechen zu können.

Wenn Frauen Kinder kriegen, nimmt die praktische Nachbarschaftsnutzung oft zu. Sie verbringen mehr Zeit in der Siedlung und lernen mehr Menschen kennen. Die mediale Aufmerksamkeit auf Großfamilien schenkt wenig Aufmerksamkeit an die weiblichen Familienstrukturen und ihre soziale Unterstützung, und gerade diese Verbindungen spielen im Alltag in der Siedlung vor allem tagsüber eine wesentliche Rolle. Filiz lebte bereits mehrere Jahre in der WDS, aber ihr Alltag jenseits der Wohnung fand hauptsächlich außerhalb der Siedlung statt. Dies änderte sich, nachdem sie Mutter geworden war und ihr Sohn regelmäßig zum Spielen in den Dütti-Treff ging. Auch im Treppenhaus entstanden neue Beziehungen:

„Bevor ich die Kinder hatte, habe ich schon fast zehn Jahre hier gewohnt [...], und ich war nicht so aktiv. [...] Aber jetzt mit Kindern interessiert mich mehr, mehr, mehr, was da, was hier auch passiert. [...] Wir reden mehr im Treppenhaus [...]. Es gibt viel mehr Austausch. Die Nachbarin aus dem Erdgeschoss hat auch ein jüngeres Kind. Wir tauschen auch Kleidung oder Fahrräder und so. Ich glaube, durch die Kinder sind es viel mehr Kontakte geworden. Vorher war: ‚Hallo, wie geht’s dir?‘, aber nicht mehr.“ (Filiz)

Es sind aber nicht nur Familien mit kleinen Kindern, die Einrichtungen wie den Dütti-Treff regelmäßig besuchen. Auch für ältere und alleinstehende Bewohner:innen erfüllt der Treff eine Funktion als Ort der Begegnung und Unterstützung. Das bestätigte uns eine ältere Bewohnerin beim Frauenfrühstück: Seit über 20 Jahren lebt sie in der Siedlung, in sehr bescheidenen Verhältnissen mit ihrem Mann, der arbeitssuchend ist. Den Nachbarschaftstreff bezeichnet sie als „Hauptressource“ und fügt hinzu: „Es ist ein dicker sozialer Kontakt“, wo sie sowohl zum Plaudern mit Nachbar:innen vorbeikommt als auch für administrativ-bürokratische Hilfestellungen, etwa bei der Jobsuche (Feldnotiz 08/2023). Eine

3 Persönliche Verwirklichungschancen, Vernetzung und Teilen von Ressourcen

andere Dütti-Nutzerin ist Irene: sie lebt alleine in der WDS, spricht kaum Deutsch und ist gesundheitlich stark beeinträchtigt. Pflegekräfte unterstützen sie im Alltag, seitdem ihre Eltern verstorben sind und sie keine Verwandten im näheren Umfeld mehr hat. Auch wenn sie sich nicht sprachlich mit allen gut verständigen kann, ist sie eine regelmäßige Besucherin des Dütti-Treffs. Sie spricht von den Frauen dort als ihren „Schwestern“. Auch kleine Gesten, wie ein „Wie geht’s dir?“ oder kurzes Grüßen bedeuten ihr viel. Sie betont, dass die „Schwestern“ sich immer gegenseitig helfen würden. Den Dütti-Treff kennt sie seit der Eröffnung, das Personal hat sie direkt angesprochen und „quasi hineingebeten“. Als Treffpunkt ist der Dütti etabliert und durch die geografische Lage auch gut sichtbar, und er fängt auf subtile Art und Weise Lücken auf, die durch Individualisierung, Digitalisierung und die Marktwirkung in der Fürsorge und Gesundheitsversorgung bei oft überlasteten Fachkräften entstanden ist.

Mit einer praktischen Nachbarschaftsnutzung kann auch eine symbolische einhergehen, die sich mit einer lokalen Identifikation ausdrückt. Für Saleya entwickelte sich dieser Prozess seit ihrer Kindheit, der institutionellen Einbindung bei lokalen (Kinder-)Einrichtungen sowie durch Familienbeziehungen und deren geteilte Migrationsgeschichten:

„Ja, es macht einmal ganz stark die soziale Arbeit aus, weil wir alle Angebote wahrgenommen haben. Sei es erstmal der Kindertreff, den wir gemeinsam besucht haben, oder dann halt der Jugendtreff und dann die Graefe-Girls noch dazu. Das heißt, abends spät hat man sich auch noch gesehen. Das ist so das, was einen sehr stark verbunden hat. Aber auch, dass die Eltern sich kennen, dass die Eltern sich vielleicht sogar noch aus Zeiten vor ihrer Einwanderung nach Deutschland kannten. Und das war auch ein großer Aspekt, warum man sich so verbunden gefühlt hat. Weil die Eltern sich oft kannten.“

Das Graefe-Girls-Projekt fokussiert darauf, die Verwirklichungschancen junger Frauen aus der Siedlung zu fördern. Es wird vom Bezirk finanziert, von engagierten Anwohnerinnen aus der Nachbarschaft koordiniert, die von der Sozialarbeiterin des Dütti-Treffs betreut werden und dort Räumlichkeiten für ihre Projektaktivitäten nutzen. Diese beinhalten sowohl niedrigschwellige Begegnungsformate zum gemeinsamen Zeitvertreib, inklusive Ausflüge als auch konkrete Workshops zu peer- und gesellschaftlich relevanten Themen (wie Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten, Initiativen gegen Gewalt, Diskriminierung und Rassismus). Zum zehnjährigen Bestehen des Graefe-Girls-Projekts wurde im Herbst 2023 eine Jubiläumsfeier im Dütti-Treff organisiert, an der mehr als 50 Menschen aus der Siedlung sowie weitere Kiezakteure und Bezirksvertreter:innen teilnahmen:

3.2 Lokale Netzwerke und Ressourcen miteinander teilen

Celia begrüßt alle Anwesenden und bedankt sich für das zahlreiche Kommen, sie stellt sich als Projektkoordination der Graefe-Girls vor, spricht von zehn Jahren „erfolgreicher Arbeit“, die von und für Mädchen und Frauen aus der WDS gemacht wird, um ihnen Räume zu schaffen, sie zu unterstützen und sie zu empowern – sie benutzt die Begriffe „Erfolg“ und „Empowerment“ mehrmals in ihrer Rede. Sie bedankt sich bei allen, die das Projekt unterstützen und bei den Graefe-Girls, die sie dabei bittet, sich in einer Reihe neben sie aufzustellen. Unter viel Applaus der Anwesenden kommen ca. zehn junge Frauen in den Raum, ein Teil der Graefe-Girls, und stellen sich nebeneinander auf. Sie sind auch festlich angezogen (Feldnotiz 09/2023).

Während der Jubiläumsfeier wurde eine Errungenschaft der Projektteilnehmerinnen besonders hervorgehoben, nämlich dass viele von ihnen ihre Ausbildung erfolgreich abgeschlossen haben. Dass dies mitunter auch durch gegenseitige Unterstützung unter den jungen Frauen erreicht wurde, bestätigt Aisha und weist darauf hin, dass in Krisenzeiten kleine Gesten Großes bewirken könnten:

„Ich wollte ja auch aufgeben. Aus Verzweiflung [...]. Aber wenn du Personen um dich herum hast, die dir diese Stärke geben oder die dich auch unterstützen, auch wenn es nur eine kleine Unterstützung ist, [...] bei mir war es auch nur eine kleine Empfehlung: ‚Ja, versuch doch mal, mach doch mal was.‘ Es war ja keine große Unterstützung, der Rest hat sich ja durch mich dann ergeben. Aber man braucht diesen Schubs.“

Das Graefe-Girls-Projekt erlangte auch außerhalb der Werner-Düttmann-Siedlung Aufmerksamkeit und Wertschätzung, was die Verleihung des „Jugend-Engagement-Preis“ (2023) seitens des Bezirks Friedrichs-Kreuzberg eindrucksvoll bestätigt, die mit folgender Würdigung per Pressemitteilung veröffentlicht wurde:

„Die Graefe Girls werden für ihr Engagement zur Stärkung von Selbstvertrauen und sozialen Kompetenzen von jungen Frauen mit Migrationshintergrund geehrt. Das Projekt trägt zur Sensibilisierung für eigenverantwortliches Lebensmanagement und zur Öffnung neuer Möglichkeiten außerhalb des Wohnviertels bei. Die aktuellen Lebensumstände und unerwünschte verfestigte Verhaltensweise sollen positiv verändert werden. Das Projekt hebt sich auch durch seinen ganzheitlichen Ansatz hervor, der den jungen Frauen Möglichkeiten außerhalb ihres gewohnten Umfelds eröffnen soll.“¹⁹

¹⁹Quelle: <https://www.berlin.de/ba-friedrichshain-kreuzberg/aktuelles/pressemitteilungen/2023/pressemitteilung.1384613.php>

Im Abschlusskapitel gehen wir nochmal darauf ein, wie wichtig die langfristige Sicherung solcher Projekte in der Siedlung ist, um die Verwirklichungschancen und die Vernetzung gerade junger Bewohnerinnen zu fördern. Zunächst schauen wir aber erst auf die Relevanz von flüchtigen Kontakten und Begegnungen, die ebenfalls ressourcen- und sicherheitsstiftend sein können.

3.3 Vertraute Öffentlichkeit und Ansätze schichtübergreifender (fluid) Begegnungen

Obwohl viele Bewohner:innen eng vernetzt sind und sich persönlich kennen, ist es keineswegs so, dass alle untereinander eine Gemeinschaft formen. Vielmehr gibt es verschiedene soziale Netzwerke mit unterschiedlicher Dichte, die durch Brücken (eine Person eines Netzwerks ist verbunden mit einer Person eines anderen Netzwerks) nur schwach zusammenhängen. Darüber hinaus gibt es kleine Netzwerke in der Siedlung und Bewohner:innen, die ganz und gar nicht mit der Nachbarschaft im Sinne von sozialen Beziehungen in einem Netzwerk verbunden sind. Die Öffentlichkeit der Plätze zwischen den Wohnungen und der Nähe der Hasenheide, wo viele ihre Freizeit verbringen, sowie die Infrastruktur von Läden und anderen Einrichtungen führen einfach dazu, dass Menschen sich oft über den Weg laufen.

Die vielen Kinder und Familien tragen zu einer vertrauten Öffentlichkeit bei. Vertraute Öffentlichkeit beschreibt die Idee, die sich ursprünglich auf die Arbeit von Claude Fischer (1982) stützt, dass man Menschen, denen man im Alltag auf der Straße begegnet, erkennt und ungefähr einschätzen kann. Genauer gesagt bedeutet es, das Sozialverhalten anderer Menschen auf der Straße „lesen“ und einordnen zu können und manches über sie zu wissen, ohne sie unbedingt persönlich zu kennen. Dieses Wissen fördert das eigene Sicherheitsempfinden und die Zugehörigkeit,²⁰ wie Omid schildert: der Vater weiß nicht, wer ihn da genau grüßt, kann aber einschätzen, dass es befreundete Kinder sind:

„Es ist egal, wo man wohnt, ob Hasenheide oder Graefestraße, weil man wohnt über fünf Jahre lang dort und dann kennt man manche Leute. Ja, also die Leute, die hier wohnen. Manchmal kriege ich eine Begrüßung, dann überlege ich: Wer ist das oder welche Tochter? Bestimmt befreundet mit meinen Kindern. Schön.“

²⁰Auch in der Jugend-Studie (Blokland / Šerbedžija 2018) und Kotti-Studie (Blokland 2021) verweisen wir auf die Wichtigkeit von vertrauter Öffentlichkeit für das Sicherheitsempfinden auf der Nachbarschaftsebene hin.

3.3 Vertraute Öffentlichkeit und Ansätze schichtübergreifender Begegnungen

Man lebt zusammen nach dem Prinzip „hören, sehen, schweigen“, wenn es um Sachen geht, die Gewalt betreffen oder als kriminell klassifiziert sind. Trotzdem grüßt man sich und tauscht sich über andere Dinge aus. Das scheint von außen ambivalent, muss es aber nicht sein: Die Anwohner:innen machen einen Unterschied zwischen dem, was sie betrifft, und dem, was sie nicht betrifft, und die meisten hatten bislang keine Angst vor Kriminalität, die spezifisch mit der Nachbarschaft verbunden war:

„Ich denke, diese Gegend ist für mich in Ordnung, [...] als ich hierherkam, sagten die Leute, diese Gegend sei gewaltbelastet [...]. Ich habe persönlich keine Form von Gewalt erlebt [...], natürlich kommt es vor, dass die Polizei in die Nachbarschaft kommt, [...] aber niemand greift dich an, solange man sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmert.“ (Nyke)

Wir gehen im Kapitel 4 noch näher darauf ein, dass aus einer gemeinschaftsorientierten Perspektive im Kontext der Wahrnehmung von Gewalt in der WDS auch Barrieren entstehen.

Dann gibt es Bewohner:innen, die keine Familienangehörigen im Kiez haben und nicht so stark vernetzt sind. Robin, der noch nicht so lange in der WDS wohnt, lebt alleine und greift die Anonymität auf und bezieht diese auch auf die starke Wohndichte, die er in seinem vorherigen Wohnhaus außerhalb der Siedlung nicht kannte: „Die Siedlung ist ein Ort, wo natürlich erstmal viel, viel mehr Leute wohnen und auch dadurch so eine gewisse Anonymität herrscht und mir ist das schwieriger gefallen, da so anzuknüpfen.“

Manchmal entstehen über den Dütti-Treff auch schichtübergreifende, fluide Begegnungen mit Ressourcenpotenzial für persönliche sowie auch kollektive Verwirklichungschancen, wie gerade die Erfahrung von Robin zeigt. Auch wenn er viele seiner Netzwerke außerhalb der Siedlung hat, kontaktierte er proaktiv den Dütti-Treff, nachdem er einen Brief von seiner Hausverwaltung mit einer Mieterhöhung bekommen hatte. So kam es beim Stammtisch zu neuen Begegnungen:

Robin grüßt alle in der Runde und erklärt, dass er heute über die angekündigte Mieterhöhung in der [Straßenname und Hausnummer] sprechen möchte, die alle Mieter:innen aus dem Haus per Brief erhalten haben, und er deshalb auch alle Nachbar:innen aus seinem Haus zum heutigen Stammtisch eingeladen hat (über einen Aushang / Zettel im Haus). Um ihn herum sitzen ca. zehn Personen, die – wie sich aus dem späteren Diskussionsverlauf ergeben wird – aus der [Straßenname und Hausnummer] sind.

„Wie können wir uns unterstützen?“ – darüber möchte Robin sprechen und aufklären. Er stellt einen Bekannten (B1) vor, den er mitgebracht hat, der sich mit Mietrecht auskennt. [Die Sozialarbeiterin] fügt hinzu, dass es im Dütti-Treff jeden Freitag eine Sprechstunde zur Rechtsberatung gibt. Robin erklärt, dass er sich in den letzten Tagen über Beratungs- und Unterstützungsmöglichkeiten beim Mieterverein erkundigt hat und fügt hinzu [...], dass er Kontakt zur asum GmbH hergestellt hat und dass sie die betroffenen Bewohner:innen in diesem Fall beratend unterstützen wollen. Es beginnt eine Diskussion, an der sich mehrere Bewohner beteiligen. Zwei Männer (M1/M2) erzählen davon, dass die Miete steigt, weil „der Komplex raus aus dem Sozialbau ist“, bzw. „das Problem ist, wenn die Sozialbindung wegfällt“. B1 sagt ein paar Sätze zu den Rechten von Mieter:innen und Spielräumen und dass es wichtig ist, den Brief zur Mieterhöhung nicht einfach zu unterschreiben. Eine andere Mieterin (M3) geht direkt darauf ein und sagt, dass bestimmt schon manche Mieter:innen, die nicht gut Deutsch sprechen, den Brief unterschrieben und zurückgeschickt haben. M1 sagt darauf, dass es wichtig wäre, auch die Menschen aufzuklären, die solche Briefe vielleicht nicht verstehen, und dass es Unterstützung bei Aushängen und Briefen braucht. Viele in der Runde nicken (Feldnotiz 06/2023).

Der hier beschriebene Bewohnerstammtisch und eine Folgeveranstaltung mit kostenlosen Beratungen bzw. Prüfungen der Mietsteigerungen durch besagte Mieterorganisation waren in einem Punkt besonders im Vergleich zu anderen von uns besuchten Stammtischen: Wir konnten mehr neue Begegnungen als sonst beobachten, zwischen Nachbar:innen, die sich nicht unbedingt vorher kannten oder regelmäßige Besucher:innen des Dütti-Treffs waren. Mit anderen Worten: Hier kamen Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen aus teils völlig unterschiedlichen Netzwerken zusammen. In der seit langem in der Soziologie geführten Diskussion um soziale Mischung in städtischen Quartieren, wurde zu Recht kritisch angemerkt, dass sie kein Selbstläufer sei, nur weil Menschen aus unterschiedlichen Schichten oder soziokulturellen Kontexten nah beieinander wohnen (Holm 2009), und dass sie nicht automatisch einen sozialen Aufstieg im Sinne einer *upward mobility* oder Zugang zu Ressourcen mit sich bringe (Blokland / van Eijk 2010; Cheshire 2009; Lees 2008). Soziale Mischung weist mehr Aufmerksamkeit als eine effektive Wirkung in der Praxis auf, da der Ressourcenaustausch oftmals unter sozial homogenen Personen(gruppen) stattfindet (Savage et al. 2005). Weck und Hanhörster (2016: 145) argumentieren anhand ihrer eigenen Forschung aus Hannover:

3.3 Vertraute Öffentlichkeit und Ansätze schichtübergreifender Begegnungen

„Um den Ressourcentransfer in der Nachbarschaft zu analysieren, ist ein Blick auf den Ressourcentransfer jenseits der sozialen Netzwerke notwendig. Beiläufige Kontakte sind im Vergleich zu Netzwerkkontakten in geringerem Maße sozial vorstrukturiert. Vor diesem Hintergrund kann ein besonderes Potenzial für soziale Grenzen überschreitende Ressourcentransfers in den ‚flüchtigen‘ Kontakten vermutet werden.“

Robins Engagement rund um die Beratungsinitiative zu den angekündigten Mietsteigerungen führte zu einem Austausch, der am ehesten fluide Begegnungen bzw. eine zumindest kurzfristige Herstellung von Nachbarschaftskontakten beschreibt. Daraus lässt sich ein Ressourcenpotenzial für die Bewohner:innenschaft ableiten und die potenzielle Funktion von Einrichtungen wie dem Dütti-Treff als Brücke für soziales Kapital. Aber selbst das hier beschriebene Setting muss nicht ausreichen, um effektives soziales Kapital zu akkumulieren (siehe auch Blokland 2008). So kam es nur in Einzelfällen zu einer effizienten Problemlösung, da viele von der Mieterhöhung betroffene Nachbar:innen die bereitgestellten Beratungstermine schlussendlich nicht aufsuchten (wie von Anwesenden vermutet durch sprachliche oder zeitliche Barrieren oder da es für manche bereits zu spät war, da sie das Schreiben für den Vermieter bereits unterschrieben hatten (Feldnotiz 14/2023)). Dennoch können wir anhand dieses Beispiels positiv festhalten, dass zweifelsohne eine gute Absicht vorhanden war, die Mittel, Instrumente und Befugnisse (Ressourcen) zu generieren, um etwas, das man für wertvoll hält (Verwirklichungschancen), zu realisieren. Wir werden später noch weiter darauf eingehen, dass hinsichtlich des Nutzens und der Wirkungen von sozialen Mischung(skonzepten) ein stärkerer Fokus auf die institutionelle Ebene, insbesondere Bildungseinrichtungen wie Schulen, relevant ist (Kapitel 5; siehe auch Weck / Hanhörster 2016: 146; Nast / Blokland 2014) und mit welchen Stellschrauben man derartige Potenziale in Zukunft effizienter nutzen könnte (Kapitel 6).

Bewohner:innen wie Robin reflektierten ihre Position und den vergleichsweise privilegierten sozialen Status in Relation zu (stärker) benachteiligten Nachbar:innen, zeigten sich empathisch und versuchten zu unterstützen. Gleichzeitig beschwerten auch sie sich über spezifische Defizite, die für sie im Nachbarschaftsalltag als relevant angesehen wurden, wie ein Mangel an sicheren Fahrradstellplätzen oder an korrekter Mülltrennung oder an Vermüllung allgemein. Während sie jedoch nach eigener Beschreibung aus rein praktischen Gründen „kiezfaul“ sein können – so fragte sich Jessica etwa: wieso man in den Prenzlauer Berg fahren solle, wenn drei Kinos hier um die Ecke seien –, bleibt für andere Anwohner:innen die Stadt durch Diskriminierung und Rassismuserfahrungen verschlossen sowie auch durch institutionelle Barrieren – die auch mit einem Mangel an sozialen und

kulturellen Kapital einhergehen, wie in den nächsten zwei Kapiteln diskutiert wird.

3.4 Fazit

Zusammenfassend können wir festhalten: Die Menschen aus der Werner-Düttmann-Siedlung nutzen die unmittelbare Nachbarschaft im Alltag recht viel – ihr Mobilitätsradius geht selten darüber hinaus. Das hängt unmittelbar mit der ökonomischen Ressourcenknappheit zusammen, denn viele Bewohner:innen haben kaum Geld, um etwa auswärts essen zu gehen oder Urlaubsreisen zu unternehmen. Was für privilegiere Berliner:innen eine Selbstverständlichkeit ist, bezeichnen hier die Menschen mit wenig Ressourcen als „unnötiges Zeug“. Während darauf verzichtet wird, wird an anderen Stellen gespart. Auf der lokalen Ebene besteht ein Ressourcenpotenzial durch familiäre Strukturen und lokale Einrichtungen und Angebote, die für Teile der Bewohner:innenschaft eine zentrale Rolle im Alltag spielen: Für sie basieren die persönlichen Verwirklichungschancen auf starken Netzwerkstrukturen, die in Familienkreisen, die innerhalb der Siedlung bestehen, oder durch das Vernetzen in sozialen Einrichtungen entstehen und vertraute Öffentlichkeit fördern. Besonders stark scheint diese Wirkung beim Dütti-Treff zu sein, der mit seinen verschiedenen Formaten generationsübergreifend Unterstützung und ein Foci (Small 2009) für Verknüpfungen darstellt. Das Graefe-Girls-Projekt und seine große Aufmerksamkeit bei der Jubiläumsfeier sind beispielhaft dafür. Dass auch Begegnungen mit eher fluidem Charakter dort entstehen können, zeigte uns das Engagement eines ressourcenstarken – aber lokal nicht stark vernetztem – Bewohners, (kostenlose) Beratungsangebote gegen Mietsteigerung in die Siedlung zu holen. Trotz dieses positiven Beispiels scheinen schichtübergreifende Begegnungen und Unterstützung auf der lokalen Einrichtungsebene weniger stark zu gelingen. Des Weiteren ist es wichtig zu betonen, dass die Einrichtungen und dortige Angebote nicht von allen Bewohner:innen genutzt werden, worunter auch solche fallen, die davon profitieren oder Unterstützungsbedarf haben könnten. Dies hat unterschiedliche Gründe und hat mit Barrieren zu tun, die wir im Zusammenhang mit den kollektiven Verwirklichungschancen der WDS im folgenden Kapitel erörtern.

4 Gemeinsame Verwirklichungschancen und zusammen handeln: Herausforderungen im Kontext der Stigmatisierung

Zusammenfassung: In diesem Kapitel stellen wir das Konzept der kollektiven Wirksamkeit vor und argumentieren, dass die gemeinsamen Verwirklichungschancen – für kollektives Handeln auf der Nachbarschaftsebene – eingeschränkt sind. Damit meinen wir, dass trotz eines achtsamen „Auges auf der Straße“ soziale Kontrolle und Hilfestellungen ausbleiben können. Dies stellt Herausforderungen im Nachbarschaftsalltag dar und hängt unmittelbar mit der Stigmatisierung der WDS zusammen. Das Negativimage eines „ghettomäßigen Brennpunkts“ wird dabei von einer externen Reputation der Siedlung verstärkt und gleichzeitig von Teilen der Bewohner:innenschaft internalisiert und reproduziert. Viele sprechen von sich als „Ausländer“ bzw. fühlen sich „geausländert“ – ein Prozess, der auch von Alltagsrassismus begleitet wird. Folglich leben viele Bewohner:innen mit einer doppelten Stigmatisierung, die auch ihre Mobilität in der Stadt (zusätzlich) einschränkt. Gleichzeitig entstehen ansatzweise aber auch Formen der kollektiven Solidarität und Gegennarrationen als Reaktion auf das Stigma. Daneben besteht ein breiter Konsens darüber, dass (neben Vandalismus und Vermüllung) Gewalt in der WDS ein Problem darstellt. Konfliktsituationen wie Familienstreits, die sich im öffentlichen Raum ereignen, werden vom Fenster oder Balkon aus beobachtet. Dabei findet der materielle Charakter solcher Konflikte oft weniger Berücksichtigung als die stigmatisierende Kulturalisierung von Familien(beziehungen). Wir argumentieren in diesem Zusammenhang auch, dass es primär die Gewaltsituationen (und weniger mutmaßlich illegale und kriminelle Geschäfte) sind, die als Barrieren von Ressourcen, gemeinsamen Verwirklichungschancen und kollektiver Wirksamkeit fungieren und Verunsicherung generieren. Die regelmäßige Präsenz der Polizei hat nur bedingt eine präventive oder konflikt-schlichtende Wirkung.

4.1 Grenzen der kollektiven Wirksamkeit: Herausforderungen für Solidarität und soziale Kontrolle

Wie bereits in Kapitel 1.2 erläutert, ist für ein weiterführendes Verständnis der Ressourcenfrage in der Werner-Düttmann-Siedlung wichtig, dass wir einen Unterschied zwischen persönlicher und kollektiver Ebene machen. In der Soziologie ist das üblich, für andere aber nicht unbedingt offensichtlich. Wir haben in der WDS deutlich sehen können, dass Bewohner:innen stark vernetzt sind und Beziehungen pflegen, wobei sie einander unterstützen und Ressourcen organisieren. Dies bedeutet nicht unbedingt, dass sie auch als Nachbarschaftsgemeinschaft handeln oder sich als Kollektiv gut organisieren. In der Literatur unterscheidet man deswegen interaktionelle Gemeinschaft (zum Beispiel schon besprochen durch Kaufmann (1959): Wer kennt wen, wer unterstützt wen?) von kollektiver Wirksamkeit (*collective efficacy*): Hier geht es um die Frage, inwiefern eine Nachbarschaft als soziales Gefüge in der Lage ist, gemeinsame Interessen und Bedürfnisse zu vertreten und effektiv umzusetzen. Geprägt wurde das Konzept der kollektiven Wirksamkeit von US-amerikanischen Soziologen (Sampson et al. 1997) und ist definiert als „die Vertrauenswürdigkeit der Nachbar:innen und ihre Bereitschaft, als Akteure einer informellen sozialen Kontrolle für andere und die Gemeinschaft einzugreifen“ (Harding / Blokland 2014: 164, Übers. d. A.). Der Begriff wird vor allem in der Kriminologie viel genutzt für die Fähigkeit einer Nachbarschaft, das Verhalten von Einzelpersonen und Gruppen in der Gemeinschaft zu kontrollieren sowie die Gemeinschaft nach außen zu vertreten oder zu „verteidigen“. Die soziale Kontrolle fördert Sicherheitserfahrung. Natürlich finden wir auch in der WDS Beispiele, dass dies passiert:

„Ja, also das ist, was mich so [stört] [...], zum Beispiel jetzt die Leute, die sich in dem Graefe-Kiez, sagen wir mal in der Siedlung alle kennen, wenn er jetzt mit einem Fremden kommt, dass sie manchmal sich so danebenbenehmen und auch die Leute so zeigen: ‚Das gehört hier uns alles‘, das gefällt mir nicht. Ich sehe das auch manchmal, wenn ich das sehe, dann schreite ich auch ein. [...] vielleicht läuft ein Ehepaar da durch und dann werden die beschimpft und so und dann sage ich: ‚Was soll denn das? Würdet ihr mit euren Eltern so reden?‘ [...] [D]as mag ich nicht, [...] und die Kleineren gucken sich das bei den Großen ab. Ja, das mag ich nicht, das stört mich.“ (Misbah)

Kollektive Wirksamkeit bedeutet zum Beispiel, dass die Bewohner:innen Maßnahmen ergreifen, um unerwünschtes Verhalten von Teenagern zu verhindern, und Personen zur Rede stellen, die öffentliche Räume ausnutzen oder stören. Es setzt nicht unbedingt eine Identifikation mit bestimmten engen Netzwerken mit

Nachbarn voraus, aber die Idee der Nachbarschaft als ein Ort, an dem man symbolisches Kapital entlehnen kann. In benachteiligten Nachbarschaften, wo viele Menschen wohnen, die gesellschaftlich Exklusionserfahrungen machen – Erfahrungen, die man meistens außerhalb des eigenen direkten Wohnumfelds macht –, erweist es sich immer wieder als schwierig, Bewohner:innen zusammenzubringen, um sich gegenseitig zu unterstützen und gemeinsam als „Community“ sich um das Wohl der Nachbarschaft zu kümmern. Die Werner-Düttmann-Siedlung ist da keine Ausnahme. Nichts an diesen Schwierigkeiten, Bewohner:innen miteinander zu verbinden, um sich gemeinsam zu *kollektiven* Handeln zu bewegen, ist besonders, aber sie prägen trotzdem das Zusammenleben. Es gibt dafür drei gut bekannte Gründe in der Literatur (Fellin / Litwak 1968; Butler / Lees 2006; Gans 1991, 2013; Lupi / Musterd 2006): Erstens ist bekannt, dass Menschen, die in bevorzugten Wohnlagen leben, oft genauso viel oder wenig mit ihren Nachbarn zu tun haben, sich mit ihnen solidarisieren, sich zusammentun, sich bekämpfen oder beschimpfen wie andere Menschen, die sich auf großen Grundstücken, in gut isolierten Wohnungen oder in Häusern mit vielen Quadratmetern Wohnfläche besser vor Lärm und Belästigungen schützen können. Das *potential environment* lässt ihnen mehr Raum, selbst zu entscheiden, wie sie ihren *effective environment* gestalten, und sie können sich dabei mehr Freiheit erlauben als Menschen, die dicht aneinander wohnen (Gans 1991). Zweitens ist bekannt, dass individuelles Handeln von Menschen, die zum Beispiel Wohnungseigentümer sind, in Sachen Graffiti oder Vandalismus wahrscheinlicher ist, da Menschen schneller handeln, wenn es ihr Eigentum betrifft.²¹ Bekannterweise hat die These der *broken windows* (Wilson / Kelling 1982), dass dort, wo es schon vermüllt und kaputt ist, mehr Kriminalität entsteht, da das Wohnumfeld vorgibt, dass Menschen hier anscheinend alles egal ist, keine empirische Basis. Nichtsdestotrotz ist es auch nicht so, dass es gar keine statistische Verbindung gibt. Die Neigung, die Polizei zu rufen, hängt mit vielen Faktoren zusammen, und das Niveau der Kriminalitätsvorfälle ist eine der Variablen. Für uns ist hier nur wichtig, dass das, was kollektive Wirksamkeit in bevorzugten Wohnlagen zu sein scheint, oft auch eine Summe von individuellem Handeln sein kann. Der dritte Grund ist, dass Menschen, die wirtschaftlich und sozial viele Herausforderungen haben, nicht unbedingt die Probleme der Nachbarschaft zu ihrer Priorität machen, denn arm sein kostet Zeit. Eine Familie unter prekären Arbeitsbedingungen zu ernähren, manchmal mit zwei Jobs, kostet mehr Zeit als der Homeoffice-Job. Wer kein Geld hat, die Waschmaschine zu reparieren, wäscht die Kleidung mit der Hand. Wer kein Geld hat, einen Internetvertrag abzuschließen, läuft jedes Mal zum Shop, um die Prepaid-Karte

²¹Schaut man sich etwa die Graffitimeldungen in Berlin an, dann findet man keinen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit besprühter Flächen und dem Anzeigenverhalten (Hoff / Sen 2005; Jeursen 2023).

4 Gemeinsame Verwirklichungschancen und zusammen handeln

aufzuladen. Wer auf sein Geld achten muss, kauft nicht schnell was beim Späti oder dem Bioladen, sondern vergleicht – wie in Kapitel 3.1 bereits beschrieben – Preise und reist weiter zur günstigeren Einkaufsmöglichkeit.

Das alles kostet Zeit und steht einer gemeinschaftsorientierten Zeitnutzung im Weg.²² Mit anderen Worten: Man hat weder die Zeit noch den Kopf für Fragen der kollektiven Wirksamkeit in der Nachbarschaft. Und nichtdestotrotz gehen wir als Gesellschaft immer davon aus, dass gerade Menschen in Quartieren, wo viele in prekären Positionen wohnen, mehr als in anderen Quartieren die Verantwortung für ihr Wohnumfeld übernehmen.

Man könnte denken, wenn viele Menschen ihre „Augen auf der Straße“ (Jacobs 1961) haben, da ihre Wohnungen so arrangiert sind, dass es einfach ist zu sehen, was draußen passiert, dies zu sozialer Kontrolle führt – eine These, die in der Stadtplanung und Kriminologie seit Oscar Newmans *defensible-space*-Ansatzes (1973) viel Zuspruch, aber nicht immer viele empirische Belege bekommen hat. Die Bewohnerin Zanda, die seit 20 Jahren in der WDS mit ihren Kindern lebt, schaut von ihrem Balkon direkt auf den Werner-Düttmann-Platz, nutzt die lokalen Kiezeinrichtungen jedoch nicht und begründet dies mit den beobachteten Konflikten und Streitigkeiten:

„Ich mag mich nicht streiten [...], ich habe gelernt: Wenn du beleidigst, können diese Worte sehr weh tun [...], und wenn ich manchmal draußen höre, wie sich manche [...] streiten, möchte ich solchen Menschen nicht begegnen, und meide daher diese Orte.“

Wenn man viele Situationen sieht, die man als „anders“, „deviant“ oder „schockierend“ erfährt, ohne dass man selbst in den Netzwerken, die man beobachtet, eingebunden ist, hat man ein anderes Verhältnis zu der Struktur der Nachbarschaft, und das wirkt sich auf Angst versus Vertrauen aus (Walklate 1998). Beispiele wie diese verweisen darauf, dass, auch wenn Balkone hier als Schaufenster zur Siedlung fungieren, manchmal dennoch kein *defensible space* (Newman 1973) entsteht, sondern dies zu sozialer Distanz und Rückzug führt.

Ein ganz anderer Faktor, wo die „Verteidigung“ des Nachbarschaftsraumes unmöglich wird und Kontrollverlust zu starker Verängstigung führt, sind Brände. Manche Bewohner:innen lassen sich von Geschichten über Kriminalität und Gewalt nicht viel sagen, aber bei manchen hat sich das geändert, seitdem es vermehrt zu Bränden gekommen ist – von Mülltonnen, Balkonen, Kellern und sogar Wohnungen. Ein Brand macht keinen Unterschied, wer betroffen ist oder wer nicht. Aus unseren Daten scheint hervorzugehen, dass solche Brände Bewohner:innen

²²In Kapitel 5 werden mit Blick auf Institutionen und Gesundheitswesen noch mehr „Zeitfresser“ dargelegt.

4.2 „Ghettomäßiger Brennpunkt“ und „Ausländerung“

verunsichern, da die eigene Möglichkeit, sich zu distanzieren, da nicht mehr besteht: Sicherheit bedeutet, dass wir das Gefühl haben, dass wir die Situation einschätzen können, und dass wir deswegen wissen, wie wir uns schützen können, damit uns nichts passiert. Es bedeutet nicht, dass wir denken, dass die Welt ohne Gefahren ist, aber wir gehen davon aus, dass wir diese Gefahren zuversichtlich angehen können. Viele Bewohner:innen kennen einander mindestens vom Sehen, und diese vertraute Öffentlichkeit bedeutet, dass man sich sicher fühlt, auch wenn das nicht immer so ist und auch hier negative Erfahrungen gemacht werden. Die Brände sowie unkontrolliertes Böllern und Feuerwerk an Silvester machen Angst, da es dabei egal ist, ob diejenigen, die es machen, sich kennen oder nicht – auch sie werden ja nicht beherrschen können, wo die Flammen sich schlussendlich ausbreiten. Die Worte der Bewohnerin Misbah, die noch beim „Scheißebauen“ ihre Handlungsbereitschaft signalisierte und im Interview zunächst angab, sich in ihrer Nachbarschaft eigentlich sicher zu fühlen, unterstreichen die entstandene Verunsicherung im Kontext der Brandfälle und -gefahr:

„Vorletzten Sommer waren sehr viele Brandstiftungen. Das war wirklich ganz, ganz schlimm. Da hatte ich wirklich zum ersten Mal Angst in dieser Siedlung, dass auch mal irgendwie der Brand schlimmer wird und auch in die Wohnungen kommt.“

In den mehreren Jahrzehnten organisierter Kiezzrunden oder Nachbarschaftstreffs in der Werner- Düttmann-Siedlung ist, wie in Kapitel 2.1 bereits erwähnt, auffällig, dass sich in den Berichten und Evaluationen über die Zeit eine Reihe von Themen aus der Bewohner:innenschaft als dauerhafte oder wiederkehrende Problemlagen verfestigt hat. Dazu zählen Vermüllung, Vandalismus und Gewalt (QM Düttmann-Siedlung 2020), die mit den geschilderten Brandfällen der letzten Zeit zusammenhängen. Solche *incivilities* sind aus der Literatur als Beiträge zur Verunsicherung bekannt, vor allem für Menschen, die zum Beispiel durch mediale Narrative ohnehin schon Ängste entwickelt haben, auch wenn die Chance auf Viktimisierung gering ist (Box et al. 1988). So entstanden über die Jahre stigmatisierende Labels wie „dreckig“, „gewaltbelastet“, „kriminell“ und „bildungsfern“, welche die WDS und ihre Bewohner:innen belasten und die Entfaltung der kollektiven Wirksamkeit zusätzlich erschweren.

4.2 „Ghettomäßiger Brennpunkt“ und „Ausländerung“: Von außen definiert und innen internalisiert

Die Reputation einer Nachbarschaft kann von innen und außen unterschiedlich konstruiert werden, wie Studien aufzeigen (Permentier et al. 2008; Evans/

4 Gemeinsame Verwirklichungschancen und zusammen handeln

Lee 2020; Kirkness / Tijé-Dra 2017). Erstmal ist es wichtig zu sehen, dass *residential* oder *housing stigma* ein soziales Konstrukt ist, dass durch die Praktiken sozialer Akteure und zum Beispiel auch durch Medien geschaffen wird. In den Interaktionen zwischen Bewohner:innen und anderen Akteuren wird dieses Stigma nicht selten nochmal weiter verfestigt, wie Blokland (2008) in einer Studie dieses Stigmatisierungsprozesses in einer US-amerikanischen Wohnsiedlung gezeigt hat. Die allgemeinen Mechanismen der Stigmatisierung hat Mervyn Horgan in seinem Aufsatz „Housing Stigmatization“ (2020) zusammengetragen. Er definiert Stigmatisierung als „sozialen Prozess der symbolischen Verunglimpfung von Personen, Orten, Praktiken und / oder Dingen“ (Horgan 2020: 10, Übers. d. A.) und zeigt, dass wohnbezogene Stigmatisierung nochmal besondere Merkmale hat, nämlich „soziale Prozesse der symbolischen Verunglimpfung bestimmter Wohneinheiten aufgrund ihrer Bewohner:innen, ihrer Form, ihrer Besitzverhältnisse und / oder ihrer Lage“ (ebd. 2020: 10, Übers. d. A.).

Strategien, um mit Stigma (Goffman 1990) umzugehen, variieren: In seiner Übersicht der Literatur weist Horgan darauf hin, dass es zwei Ansätze gibt, die sich beide empirisch belegen lassen: Auf der einen Seite verinnerlichen Bewohner:innen die Stigmatisierung, was zu einer Demoralisierung (Wacquant 2010) und einem „moralischen Zynismus“ beiträgt (einer Überzeugung, dass die Menschen viel schlechter sind, als sie vorgeben zu sein (Stark 1987)). Auf der anderen Seite wird argumentiert, dass „Netze der Solidarität und eine vertiefte Bindung an den Ort, den Bewohner:innen ermöglichen, das Leben unter den Bedingungen der territorialen Stigmatisierung zu bewältigen“ (Kirkness 2014: 1285 f., zitiert nach Horgan 2020: 11, Übers. d. A.). Beide Umgangsformen konnten wir in den Gesprächen mit der Bewohner:innenschaft der Werner-Düttmann-Siedlung erkennen, wie sich im weiteren Verlauf des Kapitels zeigen wird.

Distanzierung zählt zu einer wichtigen Strategie im Umgang mit Stigma (Blokland 2008), denn die negative Stereotypisierung wird oft zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung, „wenn die Menschen außerhalb dieser Gebiete beginnen, diese ganz zu meiden und die Bewohner:innen dieser Gebiete mit Angst und Missachtung zu behandeln“ (Harding / Blokland 2014: 154, Übers. d. A.). Entsprechende Kommentare über den eigenen Wohnort von außen zu hören, ist unter den Erfahrungswerten der Bewohner:innen keine Seltenheit. Manchmal werden auch rassistische oder ethnisierende Stereotype dabei verwendet. So erinnert sich die Seniorin Isabel, die seit Mitte der 1980er Jahre in der Siedlung lebt, an Kommentare aus dem Bekanntenkreis:

„Alle [haben] erzählt: ‚Wie kannst du da wohnen? Das gibt’s ja gar nicht. Du lebst im kleinen Istanbul‘, und ähm, ja, und später war es dann Damaskus und, ach, was die mir nicht alles erzählt haben. Ja,

4.2 „Ghettomäßiger Brennpunkt“ und „Ausländerung“

und in der Verwandtschaft: ‚Wie kann man am Hermannplatz aussteigen? Da kommt man sich ja vor, als ob man im Vorderen Orient ist.‘“

Manchmal wurde derartiges Otherring oder „Ausländern“ auch selbst von Bewohner:innen in Gesprächen mit uns angewandt. Auch wenn die Interviewpartner:innen dies sehr vorsichtig ausdrückten, in dem Sinne, dass sie eigentlich keine stigmatisierende Pauschalisierung migrantischer Gruppen machen wollten – etwa durch Kommentare wie: „ich will eigentlich gar nicht so reden [Ausländer sagen]“ (Renata).²³ Wir haben aber auch mit Bewohner:innen gesprochen, die ihre eigene Wohngegend als „ghettomäßigen Brennpunkt“ oder ihre Nachbarn – „die Araber“ – als „problematischstes Volk der Welt“ labelten (und manchmal völlig unabhängig davon, ob sie selbst einen Migrationshintergrund haben oder nicht).

Und dann gibt es noch eine andere Reaktion, um auf die Stigmatisierungen zu reagieren: mit Gegenwehr und Solidarität. So leidet Zaklin unter Rassismus, besonders wegen ihrer Kinder:

„Diese Siedlung ist das Opfer von Rassismus [...], das ist jetzt eine Frage deiner persönlichen Meinung, weil ich mir, seit ich hier wohne, Gedanken um die Siedlung mache. Ehrlich gesagt als Bewohnerin, weil mir die Siedlung irgendwo auch am Herzen liegt. Das ist irgendwie auch sehr persönlich für mich. Und selbst wenn ich wegziehe, weil ich habe einfach keine Energie, jetzt mein Leben lang in dieser Siedlung zu kämpfen, dass es Gerechtigkeit gibt, da habe ich keinen Bock drauf. Ich muss gucken, dass es meinen Kindern gut geht, und ich habe da keine Lust auf dieses Stigma.“

Rasha, die sich, wie im vorangegangenen Kapitel beschrieben, durch die „Mamis“ im Familienzentrum ein lokales Netzwerk aufbaute, betonte, wie diese Unverhältnismäßigkeit die arabischstämmigen Nachbar:innen besonders trifft:

„Das ist so schade, weil die meisten Menschen einfach hier friedlich sind. Und ich meine, es gibt überall, egal wo man hingehet oder wo man wohnt, gibt es böse und gute Menschen, das ist doch klar. Und wenn dann 1 von 100 böse ist, sag ich mal, dann wird nur dieser eine gesehen und die anderen 99 werden ignoriert. Und das finde ich einfach total schade und auch gemein. Und vor allem ist das für mich auch eine Hetze, weil es heißt immer ‚Araber‘, was auch immer. Es sind immer die Araber, die schuldig sind. Ich bin Araber, und ich

²³Dass das manchmal gar nicht so einfach ist, merken wir als Sozialwissenschaftler:innen immer wieder selbst, wenn wir die Kategorisierungen, die wir selbst nutzen, kritisch hinterfragen (Müller 2024).

4 Gemeinsame Verwirklichungschancen und zusammen handeln

fühle mich deswegen, muss ich sagen, wenn es darum geht, dass man Menschen sagt, dieser Moslem oder dieser Araber oder der, was auch immer er ist, ich finde, das sollte man gar nicht erwähnen. Es ist einfach ein Mensch.“

Das Besondere für einen Teil der Bewohner:innen der Siedlung ist aber, dass sie nicht nur innerhalb und in direkter Umgebung der Siedlung mit dem Wohnstigma konfrontiert sind und sich dazu verhalten müssen, sondern auch im Rest der Stadt mit Stigmatisierung rechnen müssen, die auf alltäglichen und wachsenden Rassismus zurückzuführen ist und nicht unbedingt mit der WDS zusammenhängt. So schilderten mehrere Interviewpartner:innen eine zunehmende Verunsicherung aufgrund des gesellschaftlichen Rechtsrucks bis hin zu Überlegungen auszuwandern, obwohl sie hier aufgewachsen sind:

„Wenn ich jetzt auf die Straße laufe und mir zum Beispiel ein Mann gegenüberkommt. Ich habe immer Angst, dass er mir das Kopftuch runterreißt oder dass er mich beschimpft, das habe ich ja schon oft erlebt, dass ich beschimpft wurde. Diese Ausländerfeindlichkeit wird immer, wird immer mehr und immer mehr. Und die politische Lage auch hier in Deutschland [...], also wenn irgendein Ausländer was macht und das in den Medien steht, dann denke ich mir: Oh nein, jetzt werden wir wieder dafür so, ja, ich merke die Blicke der Menschen [...], ich fühle mich einfach hier nicht mehr willkommen.“

Die doppelte Stigmatisierung ist also einerseits die von Anwohner:innen einer Siedlung mit einem schlechten Ruf in der öffentlichen Wahrnehmung und andererseits einer Wahrnehmung dieser Menschen als Ausländer. Wir beobachteten, dass die Erfahrung, „geausländert“ zu werden, zwar Verbundenheit schafft: So scheint es innerhalb des Mädchentreffs (Graefe-Girls) für die Teilnehmer:innen untereinander überhaupt keine Rolle zu spielen, welche ethnische Zugehörigkeit man sich zuschreibt oder zugeschrieben bekommt, aber „Ausländer“ zu sein vereint alle diese in Deutschland geborenen jungen Frauen. Das Problem ist schon längst nicht mehr der „Migrationshintergrund“: Für diese heranwachsenden Anwohnerinnen ist die Erfahrung, nicht als zugehörig zur deutschen Mehrheitsgesellschaft gesehen zu werden, die wichtigste Kategorie in ihrem Alltag, wenn sie sich außerhalb ihres persönlichen Netzwerks in der Stadt bewegen. Das bestätigt auch die Sozialarbeiterin im Gruppeninterview mit jungen Bewohnerinnen:

„Das Schlimme ist, und ich sage das als Erwachsene und als Sozialarbeiterin in der Werner- Düttmann-Siedlung: Ich finde es so krass, dass unseren jungen Leuten [...], ob das jetzt die Girls sind oder die Jungs, [...] nicht erlaubt [wird], sich mit Kreuzberg, mit Deutschland, mit

4.2 „Ghettomäßiger Brennpunkt“ und „Ausländerung“

Berlin zu identifizieren, weil denen immer gezeigt wird, wie anders sie doch sind.“ (Gruppeninterview 2, 2023)

In einigen Folgeinterviews mit jungen Männern – die wir als Teilstudie während des Projekts ausführten – teilten Heranwachsende diesen Eindruck einer für sie verschlossenen Stadt (siehe Šerbedžija i. E.). Beispielsweise berichtet Serdar, der im Kiez aufgewachsen ist und regelmäßig Fitnessstraining macht, wie ihn im städtischen Alltag Menschen aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes komisch ansähen und mit Vorurteilen begegneten, ihn mitunter „als Pumper abstempeln“. Konsequenterweise kann er mit Berlin nicht viel anfangen:

„Mich interessiert diese Stadt allgemein nicht, diese Berliner Stadt. [...] Es liegt an den Menschen, dass die sehr verschlossen sind. [...] Es wird nichts geboten, aber es wird völlig super verkauft.“

Serdars Aussage, an Berlin nicht interessiert zu sein – trotz eines Verlangens nach mehr Mobilität und städtischem Leben, das er im Interview ebenfalls äußerte –, verdeutlicht, dass die Stadt weit davon entfernt ist, die eigene Jugend schichtübergreifend anzusprechen und zu inkludieren und dass Berlins verbreitetes Image einer kosmopolitischen und weltoffenen Metropole (Lanz 2013) in diesem Zusammenhang kritisch hinterfragt werden muss.

Aus unseren Daten lassen sich Hinweise auf eine System- und Gesellschaftskritik – anstatt einer Selbstproblematik – ableiten, als eine Abwehrreaktion gegen die erfahrene Exklusion und Stigmatisierung. Eine Strategie dabei können auch Gegennarrationen sein (siehe Zimmer 2021), wie auch bei Türgesprächen mit Bewohner:innen, bei Stammtischen und Vätterrunden beobachtet werden konnte: So kritisierten gerade männliche Nachbarn externe Strukturen: vom korrupten und diskriminierenden Wohnungsmarkt – wie illegalen Vergabeverfahren – bis zu profitgierigen Abschleppdiensten, die Bewohner „abzocken“ und das lokale Konfliktpotenzial bestärkten. „Die sind die Mafia“, wurde beispielsweise während eines Männerabends im Dütti-Treff betont – und somit der Kriminalisierungstempel quasi umgedreht (Feldnotizen 45/2024).

Nichtsdestotrotz nehmen viele Bewohner:innen die Gewalt und Kriminalität unterschiedlich wahr. Während manche darin einen Grund für Disidentifizierung sehen, hinterfragen andere ihre Wirkung und den „Ghettoansatz“. Hier zwei gegensätzliche Beispiele:

„Und das, was ich sagen muss, was das betrifft, da habe ich keine Angst, weil ich ja Ausländer selber bin. Da hat man da zumindest, weiß ich nicht, dass hier ein Rechtsextremer lebt, das nicht, aber ja, ich weiß es nicht. Also hier sieht man jeden zweiten oder dritten Tag Polizeieinsatz, Probleme. Hier ist eigentlich keine Gegend, wo man

4 Gemeinsame Verwirklichungschancen und zusammen handeln

Kinder großziehen will. Nicht mehr. Messerstiche, Schießerei, Drogenhandel. Sowas will man nicht.“ (Luiza)

„Das ist keine Ghettosiedlung, und das ist ein falscher Ansatz. [...] Ist das Kriminalität? Ich weiß gar nicht, gibt es eine Prävention? Ist es überhaupt das Problem, die Kriminalität? Ist das das Problem der Siedlung? [...] ich bin da ganz naiv. Ich weiß nicht, wer Clancheff ist. Ich würde auch zu dem hingehen, aber das ist mein persönlicher Charakter und sagen: ‚Was’s los mit dir? Würdest du mir was antun? Was hast du davon?‘ Also ich habe keinerlei Angst hier. Und ich finde, das ist der falsche Ansatz, den Leuten hier in der Siedlung mit Angst und Vorurteilen zu begegnen.“ (Zaklin)

Eine genauere Differenzierung zwischen Kriminalität und Gewalt kann helfen zu erkennen, welche Formen davon die Bewohner:innen in der Siedlung in erster Linie belasten und die Entwicklung von Verwirklichungschancen auf der kollektiven Ebene verhindern.

4.3 Gewalt, Kriminalität und Kriminalisierung

Bei Stammtischen im Dütti-Treff wurde manchmal argumentiert, dass über kriminelle Strukturen in der WDS kaum gesprochen werde (Feldnotiz 05/2023). Wenn gesetzeswidrige Handlungen von „innen“, aus der eigenen Nachbarschaft kommen, gibt es plausible Erklärungen sowohl für das Schweigen als auch für den Umstand, dass hier die informelle soziale Kontrolle nicht immer als präventive Maßnahme funktionieren kann, und sie sind auch international empirisch fundiert:

„Qualitative Studien lassen Zweifel an solchen Vorstellungen aufkommen und zeigen, dass es komplizierter ist, wer von wem kontrolliert werden soll. Pattillo (1998) stellt fest, dass interne Netzwerke innerhalb von Stadtvierteln nicht immer zu einem Rückgang der Kriminalität führen, da Kriminalität und Drogenhandel nicht ‚von außen‘ in die Gemeinschaft eindringen: Unter den Bedingungen struktureller wirtschaftlicher Ausgrenzung sind Drogenhändler in solchen Stadtvierteln oft nicht nur Kriminelle, sondern auch Neffen, Cousins und Enkelkinder. Aus Angst, sie im Gefängnis zu sehen, wenden sich die Bewohner oft nicht an die Polizei.“ (Small / Newman 2001: 34, zitiert nach Harding / Blokland 2014: 165, Übers. d. A.)

Nichtsdestotrotz stimmt es nicht ganz, dass die Menschen nie die Polizei rufen oder den Kontakt zu ihr komplett meiden. Wir klingelten gezielt an Türen von Familien, von denen wir ausgehen konnten, dass sie aufgrund ihres Namens oder ihrer Herkunft einen „kriminalisierten Ruf“ haben könnten. Die, die wir erreichten, äußerten sich, wie viele andere Bewohner:innen, ebenfalls kritisch zu Gewalt in der Nachbarschaft und erklärten, dass Angelegenheiten, die woanders passieren, manchmal unbeabsichtigt in der Graefestraße ausgetragen würden:

Als wir über die Gewaltvorfälle sprechen, betont P2, dass vieles davon von außen kommt, und benennt beispielhaft: Wenn am Kudamm etwas passiert durch Menschen, die hier wohnen, werden quasi Konflikte hierher gebracht, wenn Betroffene / involvierte Personen oder die Polizei weiß, dass jemand von hier beteiligt war. Dann kommt es hier mal zu einem Gewaltausbruch, zu einer Schlägerei oder einem Polizeieinsatz, aber eigentlich betrifft das, was passiert ist, nicht die Siedlung oder andere Menschen von hier. Die Geschäfte passieren „außerhalb“ (Feldnotiz 45/2024).

Streitigkeiten zwischen Familien, bei denen es augenscheinlich um etwas anderes geht – die Parkplätze innerhalb des Siedlungsraumes sind da ein wichtiges Beispiel –, nehmen manchmal viel größere Formen an, da etwas anderes dahintersteckt:

„Aber in Bezug auf die Familiensituation war das halt so, dass hier sehr viele Großfamilien leben und halt untereinander halt verschiedene Konflikte haben. [...] Wovon ich weiß, ist zum Beispiel dieser Parkplatz hier. Viele streiten sich wegen dem Parkplatz, und in unserer Siedlung ist es halt so, dass man dafür halt Geld zahlen muss. Also es sind private Parkplätze, und das heißt, dass eigentlich kein anderer da parken darf. Und das machen trotzdem viele, und dadurch passiert halt die erste Auseinandersetzung. Und dadurch, dass es auch Leute oder Familien sind, die schon, glaube ich, generell keinen guten Kontakt miteinander haben, löst diese kleine Situation, sag ich mal, eine große Situation aus. Also man kann eigentlich einen Parkplatz ja ganz normal verbal klären, also sagen: ‚Ey, das ist mein Parkplatz [...], da dürftest du eigentlich nicht parken‘ et cetera, aber es läuft nicht so ab. Es läuft eher mit so Gewaltsituationen ab: ‚Ja, das hast du bewusst gemacht‘, und alles Drum und Dran, [...] und dann fangen schon die Gewalttaten an.“ (Aisha)

So wurde mehrmals betont, dass kleine Konflikte eskalierten, da andere Themen die Familien beschäftigten. Dabei spielen auch kommerzielle und wirtschaftliche Interessen in der kriminalisierten Ökonomie möglicherweise eine Rolle. Bei Fa-

milienkonflikten geht es auch in gesellschaftlich prominenten Kreisen oft um Besitz, Eigentum und Macht – da sind die hiesigen Familienkonflikte nicht anders. Der deutsche Adel hat sich über Jahrhunderte zwischen Familien bekämpft und zwangsverheiratet, beim Kampf um Ressourcen, Land und Macht²⁴ und auch heutzutage streiten sich die allerreichsten in der Öffentlichkeit. Brüder der mächtigsten Großunternehmen in Deutschland streiten und versöhnen sich und suchen sich ihre Frauen in bestimmten Kreisen aus, um ihre Positionen zu verteidigen, Macht zu behalten und Reichtum zu vermehren – am liebsten auf Wegen, die die Schlupflöcher der Gesetze optimal ausnutzen, um möglichst wenig an Steuerbehörden abzugeben. Langfristige Familienstreits haben eher selten einen rein nicht-materiellen Charakter. Der Unterschied im Vergleich zur WDS ist nur, dass hier Konflikte für alle durch die bauliche Struktur der Siedlung sichtbar ausgetragen werden, und dass sie mit Eigentum und Machtverhältnissen von oftmals nicht-legalen ökonomischen Aktivitäten zu tun haben, die anders als das Nutzen von legalen Steuerschlupflöchern und Ähnlichem unter dem Label der Kriminalität klassifiziert werden. Wir schreiben das so provokativ, da wir darauf hinweisen möchten, dass die Figurationen, in die diese Familien in den Medien – etwa als „Clans“ oder „arabische Großfamilien“ – konstruiert werden (Özvatan et al. 2023) im Grunde nicht ganz so „nicht normal“ sind, wie die Mediendebatte und die Politiker:innen uns glauben lassen. Denn im Grunde sind diese Familien nicht wesentlich anders als andere Familien, die sich durch Eigentum, Handel und andere ökonomische Beziehungen entweder zusammenhalten müssen oder sich als Konkurrenten sehen. Die Konflikteskalation mag eine andere sein, und die Mittel sie auszutragen mag anders sein als in Deutschlands nicht-migrantischen Wirtschaftseliten – nicht jedoch, dass es Konflikte an sich gibt. Wenn wir uns wieder auf die Ausgangsfrage nach Ressourcen und Verwirklichungschancen auf der kollektiven Nachbarschafts-Ebene konzentrieren, wird klar: die eskalierende Gewalt ist hier das Problem (und weniger, dass es Streit gibt oder Kriminalität).

Die Anwendung von Gewalt ist in der nicht-legalisierten Wirtschaft selbstverständlich wichtiger, da es keine andere Schlichtungsstrukturen gibt, obwohl auch hier die Familien in bestimmten Fällen sehr wohl durch Diskurs schlichten. Aus soziologischer Sicht ist es daher wichtig, auf die Auseinandersetzungen über Legitimität und Illegitimität im Gewaltkontext zu achten (Pearce 2007). Wie aus internationalen Studien, zum Beispiel aus Brasilien, bekannt ist, bedeutet gut organisierte Kriminalität generell, dass Gewalterfahrungen von nicht-beteiligten minimiert und Bewohner:innen gegen Alltagskriminalität geschützt werden, da diese

²⁴Ein aktuelles Beispiel dafür sind die ausgeprägten Besitzmengen des Adels von Wald in Deutschland und damit verbundene Lobby-Strukturen, siehe zum Beispiel folgenden ARD-Beitrag: <https://www.ardmediathek.de/video/reschke-fernsehen/die-holz-lobby-volle-kassen-tote-waelder/das-erste/Y3JpZDovL2Rhc2Vyc3RlLm5kci5kZS80ODY3XzIwMjUtMDErMTYtMjMtMzU>

nicht im Interesse einer gut organisierten kriminellen Struktur ist, wie Bruno Paes Manso und Camila Nunes Dias (2018) für die PCC²⁵ in São Paulo zeigen. Ironisch gesagt: das Problem der Gewalt der Werner-Düttmann-Siedlung ist nicht, dass es mutmaßliche Clans vielleicht gibt, sondern das Problem ist eher, dass Machtverhältnisse in der mutmaßlich organisierten Kriminalität und ihren Zweigen in Berlin aus dem Gleichgewicht geraten (denn der Verlust von Macht oder das Streben, sie zu erlangen, kann zu Gewalt führen (Pearce 2007)). Wir schreiben hier mutmaßlich, weil wir dazu keine validen Daten erhoben haben und dies nicht Teil unseres Forschungsauftrages war. Aber auch ohne die Fokussierung auf bzw. Belege zu etwaigen Kriminalitätsstrukturen finden wir es dennoch sinnvoll, andere Perspektiven und Strategien im Umgang mit ihnen in Erwägung zu ziehen. Der Gedanke, man könne in der WDS etwas machen, um internationalisierte, gut vernetzte und globale Organisationen von Handel in illegalen Produkten zu bewältigen, ist nicht unbedingt eine sinnvolle Strategie zur Kriminalitätsbekämpfung. Sinnvoller ist es hier zu fragen, wie man dazu beitragen kann, Konflikteskalation zu vermeiden.

Das Eingreifen von anderen Bewohner:innen, die nicht an einem bestimmten Konflikt beteiligt sind, beschränkt sich oft auf das Rufen der Polizei, und das hängt sowohl mit der Angst aufgrund von Vorfällen aus der Vergangenheit zusammen als auch mit der Gefahr, dass Waffen im Spiel sind. Folgende Erzählung eines Bewohners, der mit seiner Tochter einen eskalierten Konflikt mit zwei Autos an einer der Schranken zur Siedlungsausfahrt beobachtete, verdeutlicht, dass das Bedürfnis da war, sich einzumischen: das Potenzial für kollektives Handeln war gegeben, aber wegen eines Messers konnte es nicht umgesetzt werden:

„Ich schaute hin und sah zwei Autos, die sich gegenüberstanden und stritten. Als ich mich dem Auto näherte, saß eine Frau darin [...], sie sagte, sie sei schwanger und würde ins Krankenhaus gehen. Sie tat mir ein bisschen leid, also dachte ich, ich helfe ihr. Ich sagte so etwas wie: ‚Es ist eine Kleinigkeit, macht keine große Sache daraus.‘ Ich kam an, und die Leute in dem anderen Auto, zwei Leute, stiegen aus und griffen das andere Auto an. Ich meine, sie waren kurz davor, den Mann zu schlagen. Meine Tochter sagte: ‚Papa, hilf ihnen!‘ Ich wollte ihnen gerade helfen, aber der Mann zog ein Messer heraus. Ich meine, als ich das Messer sah [...]. Ich meine, da ist ein Messer, da ist ein Messer! Gott bewahre! Ich meine, das ist eine große, beängstigende Sache. Ich sagte zu meiner Tochter: ‚Meine Liebe, dieser Mann hat ein Messer, wenn wir jetzt gehen, werden wir auch gehen!‘ Dann sagte meine

²⁵PCC steht für Primeiro Comando da Capital (Erstes Kommando der Hauptstadt) und ist eine brasilianische kriminelle Organisation aus São Paulo.

4 Gemeinsame Verwirklichungschancen und zusammen handeln

Tochter, ich sollte die Polizei anrufen. Nun dachte ich, wenn ich die Polizei rufe, gehe ich morgen vor Gericht, und diese Männer werden sagen: ‚Was kümmert dich das? Sie werden sagen: ‚Was hast du gesehen?‘ Ich habe eine Tochter, ich kümmere mich um meine Tochter, warum soll ich Kopfschmerzen haben, wo ich keine Kopfschmerzen habe? Ich bin so nach Hause gekommen. Ich bin aufgeregt, ich will helfen, ich kann nichts tun.“ (Macit)

Manchmal bekämpfen sich Menschen in einer Familie, und die Anwendung von Gewalt, um Konflikte zwischen Familien auszutragen, wirkt auf andere Bewohner:innen „schockierend“ und bringt sie dazu, die Polizei zu rufen. Teilweise findet Gewalt im öffentlichen Raum der Siedlung statt, bei der viele Menschen beteiligt sind. So berichtete Jessica von einem Vorfall bei einer Hochzeit, wobei die Braut mit Farbe beschmiert worden und danach Besucher:innen der Hochzeit ins Gefecht geraten waren. Jessica hatte das Geschehen von ihrer Wohnung aus gesehen und die Polizei gerufen:

„Hier [war eine] Hochzeit. Also da waren auch viele da und guckten. Und dann fing da unten dieser Konflikt an [...], die haben sich nur mit Fäusten gekloppt [...]. Ich erzähle das jetzt lachend, aber ich war einfach so krass geschockt. Ich habe dann die Polizei angerufen. Die Polizei meinte: ‚Ja, ja, sie sind schon die Dritte, die anruft. Wir kommen.‘ [...] Die Polizei ist nicht mit einem Auto gekommen, sondern mit zehn Mannschaftswagen. Aber da hatte sich das dann hier schon alles aufgelöst.“

Gewalt innerhalb von Familien gibt es in der WDS genauso wie anderswo auch, aber dem Vorgehen der Polizei wird nicht getraut, und es besteht die Angst, dass Einsätze immer Strafanzeigen und Verurteilungen mit sich bringen und nicht unbedingt Hilfe für die betroffene Familie bedeuten, wie diese junge Frau in einem Gruppeninterview mit mehreren Bewohner:innen erzählte:

„Also ich kann ja theoretisch über mich selber erzählen. Ich hab auch, als ich klein war, Scheiße gebaut. War auch sehr viel Stress. Aber ich bin auch dankbar, dass ich so reagiert habe, wie ich reagiert habe in dem Moment. Statt irgendwie die Polizei zu rufen und das irgendwie größer zu machen, weil ich glaub, ich wär dann gar nicht mehr bei meiner Familie. Weil meine Familie würde mich verstoßen [...]. Mein Vater hat mich Gott sei Dank nie angefasst, es ist halt immer mein Bruder, der halt ein Jahr älter ist als ich, wir sind Kopf an Kopf, [...] immer am Streiten, am Zanken und am Eskalieren. Ja und mit dem war [ich] halt immer viel im Stress. Aber wenn ich jetzt so zurückbli-

cke, ich würde [wegen] ihm niemals irgendwie die Polizei rufen oder irgendwie seinen Arbeitsweg, sein Leben, seine Karriere kaputt machen, weil er irgendwie in dem Moment sauer war auf mich, weil ich irgendwie in dem Moment Scheiße gebaut habe, weil im Endeffekt für mich ist das mein Bruder.“ (Gruppeninterview 2, 2023)

Nach dem Eindruck von manchen sind es die Bewohner:innen ohne Migrationshintergrund, die dazu neigen, bei solchen im Wohnhaus hörbaren Streitigkeiten die Polizei zu rufen. Mögliche Strafanzeigen können für die beteiligten Familienmitglieder jedoch weitreichende und völlig unverhältnismäßige Konsequenzen haben. Die jungen Frauen im Gruppeninterview erzählten uns von verschiedenen Konsequenzen – vom Abführen unbeteiligter Familienmitglieder mit Handschellen bis zu Kündigungen –, stellten dann aber klar, warum es für sie als „Ausländer“ besonderes kompliziert sei, die Polizei anzurufen:

[P3:] „Warum rufen die nicht die Polizei? Weil die wissen, bei den Ausländern, wenn ich jetzt ehrlich bin, dass die halt kräftiger sind als zum Beispiel bei Deutschen. Und da bin ich ehrlich, das habe ich viel mitbekommen.“

[Sozialarbeiterin:] „Ich mein, du hast halt auch diesen berühmten Nachnamen, Schätzchen.“ (Gruppeninterview 2, 2023)

Es gibt die Geschichte eines jungen Mannes, der bei einer Sicherheitsbehörde in Ausbildung war und bei einer privaten Feier keine Fotos wollte, da Cousins anwesend waren, die ihm zufolge „Kriminelle“ seien und er bereits so viele Schwierigkeiten gehabt habe, überhaupt bei der Sicherheitsbehörde angestellt zu werden, dass er fürchtete, wenn Fotos ins Internet gelangten, auf denen er beim Feiern mit seinen Angehörigen zu sehen sei, er Probleme bekommen könne. Er grüße seine Cousins nicht auf der Straße, so hat man uns erzählt, da er Angst davor habe, mit ihnen in Verbindung gebracht zu werden. Man könnte es auch als eine Angst lesen, kriminalisiert zu werden.

Von einem jungen Mann lernten wir im Folgeinterview, wie er bei einem Vorfall mit Zivilbeamten festgenommen wurde, als er beobachtete, wie Jugendliche aus der Nachbarschaft von ihnen kontrolliert wurden und er eingriff, das heißt hinging und fragte, was los sei. Aus seiner Perspektive zeigte er nach eigenen Worten „Zivilcourage“, ohne jeglichen Regelverstoß zu begehen – er zeigte lediglich nicht seinen Ausweis, da es die Beamten auch nicht taten –, und zahlte dafür einen hohen Preis: eine Anzeige und den Verlust des Ausbildungsplatzes. Auch dieses Beispiel kann als Einschränkung der kollektiven Wirksamkeit verstanden werden (wo die Bereitschaft, Solidarität mit jungen Anwohnern zu zeigen, klar gegeben

war, aber aufgrund des Erfahrenen in Zukunft vielleicht nicht mehr angewandt wird).

4.4 Fazit

In diesem Kapitel haben wir uns auf die kollektiven Verwirklichungschancen in der Siedlung und die Herausforderungen und Barrieren bezüglich ihrer Realisierung konzentriert. Dabei lernten wir, dass trotz vorhandener Potenziale einer Handlungsbereitschaft aus der Bewohner:innenschaft, sich für das nachbarschaftliche soziale Gefüge einzusetzen, die kollektive Wirksamkeit eingeschränkt ist. Das hängt mitunter mit dem stigmatisierenden Image der WDS zusammen, das durch die externe Reputation verstärkt wird. Unter der Bewohner:innenschaft gibt es diverse Auffassungen über den „Brennpunktcharakter“ der Siedlung, aber das Stigma wird auch internalisiert und Teil des lokalen Narratives über die Siedlung. Besonders betroffen von dieser Stigmatisierung sind Familien mit arabischer Migrationsgeschichte. In öffentlichen Diskursen wird ihnen schon lange Gewalt und Kriminalität zugeschrieben. In der WDS kommt es zuweilen zu Konflikten zwischen Nachbar:innen oder Nachbarsfamilien. Diese haben nicht selten einen materiellen Charakter. In der externen Reputation – durch Außenstehende oder auch Medien – werden sie jedoch vor allem „kulturalisiert“. Wenn wir derartige Konflikte versuchen vor dem Hintergrund unserer zentralen Ressourcenfrage einzuordnen, eröffnet sich eine Perspektive, die mit anderen gesellschaftlichen Feldern, wo es Macht- und Ressourcenkämpfe gibt, vergleichbar ist. Das Hauptproblem für die Bewohner:innenschaft sind nicht kriminelle oder kriminalisierte Praktiken, die „still im Hintergrund“ vielleicht stattfinden – etwaige Praktiken, über die wir nicht genug wissen und auch nicht geforscht haben –, sondern dass es in diesem Zusammenhang zu eskalierender Gewalt kommt, die wiederum zu Verunsicherung bei Unbeteiligten führt. Dadurch wird die kollektive Wirksamkeit eingeschränkt – das Potenzial im Sinne eines sozialen und respektvollen Miteinanders auf Nachbarschaftsebene zu handeln, durch Achtsamkeit und Hilfs- bzw. Reaktionsbereitschaft. Wenn diese Bereitschaft eingeschränkt ist, wird auch mal die Polizei gerufen, mit der Erwartung zu deeskalieren. Dabei wird aber auch die Polizeipräsenz mit einer Ambivalenz aus Bewohner:innen-Sicht betrachtet, mitunter weil sie die Mediationsrolle nicht entsprechend erfüllen kann oder weitreichende Konsequenzen, im Sinne von Strafmaßnahmen gegenüber kriminalisierten Bewohner:innengruppen verursachen, die aus Sicht Letzterer unverhältnismäßig sind.

So wird in der WDS manchmal „strategisch geschwiegen“ und die Kommunikation mit der „rechten Hand“ des Staates von manchen ganz bewusst gemieden.

Im nächsten Kapitel werden wir andere Formen von Kommunikationsbarrieren in den Fokus stellen, die sich bei dem Gang zu städtischen Institutionen und dem Umgang mit institutionellen Akteuren – die als Vertreter:innen der „linken Hand“ des Staates agieren – ereignen.

5 Eine Praxis anderswo: Externe Barrieren im institutionellen Kontext

Zusammenfassung: In diesem Kapitel schauen wir auf die institutionellen (Un-)Zugänglichkeiten für die Bewohner:innenschaft der Werner-Düttmann-Siedlung und darauf, wie es trotz erkennbaren Engagements und einer offenen Haltung seitens Street-Level-Bureaucrats aus Schule und Jobcenter nur punktuell gelingt, das Ressourcenpotenzial auf institutioneller Ebene zu realisieren. Verwirklichungschancen – persönliche wie kollektive – werden eingeschränkt: zum einen durch soziale Segregation, die besonders im Schulkontext spürbar ist, durch die (Re-)Produktion der „Ausländerung“ und einen Mangel an schichtübergreifender sozialer Mischung. Zum anderen erschweren Kommunikationsbarrieren die Teilhabe, etwa von Eltern bei schulischen Terminen und Gremien. Des Weiteren argumentieren wir, dass durch mismatches in Logiken von Bürger:innen und staatlichen Akteuren / Institutionen – gekoppelt mit Exklusions- und Diskriminierungserfahrungen – es auch an Vertrauen fehlt und negative Images lokaler staatlicher Behörden die Angebotsnutzung erschweren. Am Beispiel institutionalisierter Sozialprojekte zeigen wir, wie die Verantwortlichen des Stadtteilmütter- und Graefe-Girls-Projektes eine Funktion als Brückenbauerinnen erfüllen. Durch sensibles Navigieren zwischen den einzelnen Logiken generieren diese Professionals Vertrauen und somit symbolisches Kapital in der Nachbarschaft, welches ressourcenfördernd wirkt. Abschließend skizzieren wir noch die Barrieren, die Menschen beim Zugang zur Gesundheitsversorgung erleben, und unterstreichen in diesem Zusammenhang die besondere Vulnerabilität sozial benachteiligter Bewohner:innen.

5.1 Herausforderungen und Barrieren im Bildungsbereich

Eine zentrale Barriere für marginalisierte Familien besteht in Bezug auf den ungleichen Zugang zu (Aus-)Bildung, wie bereits in unserer Studie mit Jugendlichen aus der WDS beschrieben wurde (Blokland / Šerbedžija 2018: 14–21). Damals wie heute kann sie auf verschließende Praktiken der Berliner Mittelschichten zurückgeführt werden, wenn sich beispielsweise weiße Familien aus sozial schwach geglaubten Schulen ihres Einzugsgebiets zurückziehen (Vief 2024; Giustozzi et al.

2016), und auf historische Segregationspraktiken innerhalb der Bildungseinrichtungen, etwa durch diskriminierende Kategorisierungen oder die Schaffung von „Ausländerklassen“, wodurch sich ethnische und soziale Schulsegregation verfestigten (Karakayali / zur Nieden 2013).²⁶ Derartige Erfahrungen der „Ausländerrung“ im Schulsystem schilderten mehrere Eltern:

„Ich will es mal so sagen: Sie versammeln die deutschen Schüler so weit wie möglich in einer Klasse. Dann teilen sie sie in Klassen auf: Ausländer in eine Klasse, Deutsche in eine andere [...]. Auf der einen Seite haben unsere Kinder keine Kommunikation mit deutschen Kindern. Es gibt keine Einheit, und es findet eine Ghettoisierung statt.“
(Metin)

„Was mich so gestört hat in der [Name] Grundschule, [...] dass es immer eine Klasse gab, da war es überwiegend deutsch und da gab es eine andere Klasse, da waren es überwiegend Ausländer [...]. Warum? Lass doch dieses Multikulti. Lass uns doch zusammen, diese Mischung.“
(Misbah)

Die junge Reem, die selbst vor einigen Jahren noch Schülerin in der lokalen Grundschule war, betonte die eingeschränkten Kontaktmöglichkeiten zu Kindern ohne Migrationshintergrund im schulischen Alltag:

„Es war schon sehr extrem. Also man hat schon gemerkt und gespürt, und ich hatte halt gar keinen Kontakt zu denen, zu allen Kindern, die keinen Migrationshintergrund hatten. Ich war nur in diesen Kreisen gezwungenermaßen.“

Weniger schichtübergreifende Kontakte verfestigen die ohnehin starke Kiezorientierung von Kindern und Jugendlichen aus sozial schwachen Familien (Connolly / Healy 2004). Dass solch eine sozial segregierte Raumnutzung sich im Graefekiez ereignet, wo manche Kinder aus dem „südlichen Teil“ kaum rauskommen, schilderte eine Klassenlehrerin:

„Das ist ja auch immer so eine Sache in Berlin. Man bleibt immer in so einem Bezirk, in so einem Kiez stecken, und das spürst du halt sehr hier [...], dass sie nichts anderes kennen außer Hermannplatz und Düttmann-Siedlung. Und wenn ich schon sage, dass sie nicht mal die andere Seite vom Kanal kennen, ist das schon krass so.“ (Grundschule: Lehrkraft)

²⁶Dieses Problem ist in vielen Bezirken von Berlin präsent, wie Analysen von Robert Vief (2023) belegen.

5.1 Herausforderungen und Barrieren im Bildungsbereich

Viele Kinder aus der WDS besuchen eine Grundschule im nördlichen Graefe-Kiez, die den Status einer Europaschule trägt und in zwei unterschiedliche Zweige geteilt ist: einen Regelzweig, den Kinder aus dem Einzugsgebiet belegen, und den „Spanischzweig“, den auch Schüler:innen aus anderen Bezirken besuchen können. Durch diese Schulstruktur weist die Schule im Gesamtbild ein sozial heterogenes Gefüge auf. Wenn man jedoch nach Zweigen geht, sind die oben genannten Muster sozialer und ethnischer Segregation weiterhin präsent geblieben. Anders gesagt, den Regelzweig machen – wie uns das Schulpersonal bestätigte – viele von Kinderarmut betroffene Schüler:innen aus der WDS aus, während im Spanischzweig Kinder aus privilegierten, akademischen Mittelschichtsfamilien dominieren. Auch wenn sich die migrantischen Strukturen verändert haben, eine soziale Mischung findet nur im begrenzten Maße statt.

Auch bei der Elternbeteiligung erkennen die institutionellen Akteure einen zweigbedingten Unterschied. Die Eltern aus dem Spanischzweig dominieren und bringen das nötige kulturelle Wissen (Lareau 2015) und Kapital (Bourdieu 1983) mit, um ihre Anliegen besser durchzusetzen, wie uns eine Lehrerin bestätigte:

„Im Spanischzweig verlangen die Eltern viel mehr, wo schon eigentlich viel läuft, da wird noch mehr verlangt. Also ich bin ja in zwei Elternchats drin und da sehe ich halt, was so kommt, und denke mir so, wow.“ (Grundschule: Lehrkraft)

Eltern von Kindern aus dem Regelzweig tun sich hingegen oft schwer. Manche geben an, in elternbezogenen Schulstrukturen wie der Gesamtelternvertretung (GEV) nicht mitzureden zu können:

„Manchmal kann ich es natürlich nicht gut erklären. Ich bin hier nicht zur Schule gegangen. Ich habe Deutsch auf der Straße gelernt. Ich kann dort [in Schule / GEV] nicht grammatikalisch sprechen. Ich kann nicht erklären, wovon ich rede.“ (Macit)

Eine Lehrerin spricht in diesen Zusammenhang von unterschiedlichen Belastungsgrenzen und Kapazitäten zu „performen“:

„[D]u arbeitest, du hast Kinder, du bist auch kaputt, und jeder hat eine andere Belastungsgrenze. Und du kannst halt nicht mehr erwarten, dass dann jeder da auch so, so, so eine Performance hat.“ (Grundschule: Lehrkraft)

Andere Eltern, die aktiver mitwirken, fühlen sich – als Eltern aus dem Regelzweig und als Eltern von Kindern aus der Werner-Düttmann-Siedlung – im Vergleich weniger durchsetzungsfähig:

„Ich bin der Elternsprecher für diese Klasse. Und als sich die Eltern der ganzen Schule versammelten, wurde eine Elterngruppe gebildet. [...] Wenn wir hingehen, sprechen wir natürlich über die Probleme der Schule, wir sprechen über die Probleme der Kinder. Aber es gibt viele Unzulänglichkeiten. Die Schule verhält sich uns gegenüber ein wenig distanziert. Denn die Schule ist eine spanische Schule. [...] sie hören auf uns, aber wir können sie nicht dazu bringen, etwas zu tun. Wir haben keine Durchsetzungsmacht.“ (Bijan)

„Ja, ich konnte meine Meinung immer sagen, und ob das dann umgesetzt wurde, das ist dann eine andere Sache.“ (Lamya)

Wir können anhand der geschilderten Erfahrungen aus der Elternperspektive festhalten, dass ein ausgeprägtes Interesse an der Bildung der Kinder vorhanden ist. Bereits unsere empirischen Befunde von Jugendlichen aus 2018 suggerierten dies (Blokland/Šerbedžija 2018: 16). Während unserer Interviews sowie auch spontaner Türgespräche mit Bewohner:innen trafen wir niemanden an, dem Bildung egal wäre. Als es etwa um die Frage ging, warum man nicht (immer) zum Elternabend kommt, wurden verschiedene Gründe genannt, von denen keiner einem Desinteresse an Bildung nahekommt. Wir betonen dies an dieser Stelle, um zu signalisieren, wie voreilig es ist zu denken, dass Eltern, die keinen regelmäßigen Kontakt zur Schule realisieren, die schulischen Leistungen ihrer Kinder gleichgültig wären – eine Annahme, die oft mit der stigmatisierenden Metapher der „Bildungsferne“ einhergeht. Um es auf den Punkt zu bringen: Wenn man den Eltern aus der Werner-Düttmann-Siedlung genau zuhört, wird klar, dass allen Bildung sehr wichtig ist. Diese Schätzung der Bildung setzt sich aber nicht immer in ein Priorisieren der Wahrnehmung schulischer Termine um. Manchmal wird nach Themen ausselektiert, wenn es beispielsweise beim Elternabend um die Klassenfahrt geht, die sich die Familie nicht leisten kann. Zudem werden Schultermine nicht immer so gelegt, dass sie mit unregelmäßigen Arbeitszeiten zu vereinbaren sind. Zeit ist beschränkt, und Familienaufgaben sind manchmal wichtiger als ein Termin an der Schule.

„[M]anche Eltern arbeiten auch ganz viel, oder die Mutter muss zu Hause den ganzen Haushalt für eine Riesenfamilie schmeißen. Wie viel Haushalt ist das? Glaub mir, also ich weiß nicht, ob die Leute es wissen. Vielleicht haben sie alle eine Putzfrau oder so oder, keine Ahnung, wie sie es machen, aber wenn du eine Riesenfamilie hast, musst du vorkochen [...], das erzählen die natürlich alle nicht, und die werden auch sagen, die werden wahrscheinlich dir auch sagen: ‚Nö, alles okay in der Schule‘, die erzählen das nicht, weil die, die denken so, ich will jetzt mich nicht unbedingt mit Stress konzentrieren, ich

habe genug andere Sachen. Ich will jetzt nicht irgendwie irgendwo Stress haben.“ (Zaklin)

Es gibt auch Fälle, bei denen Eltern wenig Deutsch sprechen und deswegen nicht zum Elternabend kommen oder Geschwister schicken, die diese Aufgabe übernehmen. In der Migrationsforschung werden sprachliche Barrieren oft als eine Hürde für die Nutzung sozialer Infrastruktur benannt, sowohl von Betroffenen als auch von professionellen Akteuren (siehe El-Kayed et al. 2023). Wir bevorzugen es, im vorliegenden Kontext von *Kommunikationsbarrieren* zu sprechen, da die sprachlichen Barrieren mehrdimensional sind und es gar nicht immer darum geht, dass Bewohner:innen wenig Deutschkenntnisse haben (viele sprechen es nämlich fließend). Vielmehr geht es darum, dass sich Menschen aus der WDS nicht verstanden fühlen, begleitet von einem Gefühl der Einschüchterung, weil sie nicht mit derselben sprachlichen Artikulierung – oder im Bourdieu’schen Sinne gesprochen: dem *feel for the game* (Habitus) – in der Schule auftreten können, wie privilegierte Eltern das können. Elternabende sind bekannterweise ritualisiert, und es ist gar nicht für alle Eltern gleich einsichtig, was da passiert und warum es wichtig ist. Dass man gerade am Elternabend soziales Kapital bilden kann, setzt voraus, dass Eltern miteinander ins Gespräch kommen, und die formellen Abläufe des Elternabends sehen das oft gar nicht vor. Auch innerhalb einer aktiven Elternschaft werden in dem Berliner Kontext manchmal symbolische Grenzen gezogen (Blokland 2024b). Die Erfahrung zu machen, nicht verstanden zu werden, nicht zu verstehen, nicht begrüßt zu werden, nicht eingebunden zu werden in Smalltalk oder nicht zu verstehen, was genau warum wie diskutiert wird, führt dazu, dass manche dann lieber ganz fernbleiben. Dieses Problem betrifft nicht nur Migrant:innen alleine, sondern generell Menschen mit niedrigem Bildungsabschluss, wie beispielsweise ein anderes Forschungsprojekt an einer Schule am südöstlichen Berliner Stadtrand gezeigt hat, wo es kaum migrantische Kinder gibt (Fritz 2022).

Dass Kontakt seitens der Schule ein Stressfaktor ist, wurde aus verschiedenen Erzählungen der Eltern deutlich. Ein Grund dafür ist, das sieht auch die Schulsozialarbeit so, dass Anrufe aus der Schule in der Regel dann kommen, wenn etwas Problematisches vorgefallen ist:

„Wenn wir aber es vielleicht schaffen würden, auch mehr positive Momente da zu schaffen, gerade für die Kinder, die auch auffällig sind, also das heißt auch mal Feedback geben, wenn Sachen gut gelaufen sind oder hier mehr die Möglichkeit anzubieten, dass Eltern hierher kommen können in einem Zusammenhang, der ein schöner ist. [...] Und nicht mehr, die Schule ruft an, es muss was Schlimmes sein.“
(Grundschule: Sozialarbeit)

Vor diesem Hintergrund überrascht vielleicht auch weniger, wenn manche Eltern eine „ablehnende Haltung“ zeigen, indem beispielsweise Anrufe weggedrückt werden. Das interviewte Grundschulpersonal denkt ferner, dass solche Haltungen sowohl mit einem Image der Schule als „Kontrollbehörde“ zusammenhängen als auch mit einem Mangel an Vertrauen auf der Ebene Eltern–Schule, das sich mitunter daraus speist.

Wir gehen später in diesem Kapitel noch analytisch näher darauf ein, wie man Misstrauen und Abneigung gegenüber staatlichen Einrichtungen soziologisch erklären kann und welche Mechanismen helfen können, diese abzubauen. Davor skizzieren wir erst noch die Erfahrungen bei einer anderen staatlichen Einrichtung, dem Jobcenter, wo diese Problematik noch stärker ist.

5.2 Herausforderungen und Barrieren beim Arbeitsmarktzugang

Die weitverbreitete Redewendung „Jeder ist seines Glückes Schmied“ wird im öffentlichen Diskurs, zum Beispiel unter konservativen Politikern²⁷ gerne zitiert, in Verbindung mit der Annahme, dass alle Gesellschaftsmitglieder Entwicklungs- und Aufstiegschancen haben, wenn sie sich entsprechend bemühen. Aus soziologischer Sicht ist diese Argumentation empirisch wie theoretisch schlichtweg falsch, da sie die strukturellen Ungleichheiten, etwa um auf Ressourcen zuzugreifen, ausblendet. Metaphern von Glück oder auch in Verbindung mit negativen Emotionen nutzten manche Interviewpartner:innen aus der WDS jedoch im Kontext ihrer Erfahrungen mit staatlichen Behörden, die für Transferleistungen zuständig sind, so etwa dem Jobcenter:

„[E]s geht nur darum, ob du Glück hast, dass du einen Berater, Beraterin hast, die nett ist [...], auch unabhängig der Herkunft, von Migrationshintergrund, ist es wichtig, ob die dich riechen kann oder nicht, [...] ob das jemand ist, der empathisch ist, [...] oder ob der denkt, das sind alles Sozialschmarotzer. So, und tendenziell ist es einfach ein Fakt, ich kann es zwar nicht belegen, aber ich sage jetzt subjektiv, ist meine Meinung, dass es sehr viel Rassismus und Diskriminierung gibt gegenüber Leuten. Es gibt natürlich auch so viel Sozialbetrug, das will ich gar nicht leugnen.“ (Zaklin)

²⁷In solche eine Richtung argumentierte beispielsweise der konservative Neuköllner Stadtrat Falko Liecke (CDU), als er in einem Gastbeitrag im „Tagesspiegel“ über die Ursachen und Hintergründe der Silvesternacht 2022/2023 sprach, als es zu Ausschreitungen zwischen jungen Männern und Sicherheitskräften gekommen war (Liecke 2023).

5.2 Herausforderungen und Barrieren beim Arbeitsmarktzugang

Zanda hatte in den vergangenen Jahren viel mit dem Jobcenter zu tun, als arbeitslose und alleinerziehende Mutter von vier Kindern, die mitunter durch gesundheitliche Beeinträchtigungen in vielen Situationen nicht die Möglichkeit hatte, ein stabiles, längerfristiges Arbeitsverhältnis einzugehen. Ihre Erfahrungen mit der Behörde waren kontrastvoll. Als ihr im Rahmen der Beantragung eines Darlehens für ein Kinderbett suggeriert wurde, sich – im hochschwangeren Zustand – mit ihren Kindern das Bett zu teilen, fühlte sie sich sehr respektlos behandelt und überlegte, künftig nie wieder einen Antrag beim Amt zu stellen. Aus der Notwendigkeit heraus tat sie es aber doch und erlebte mit einem anderen Mitarbeiter eine sehr positive Begegnung, bei der ihr aufmerksam zugehört und zu einem Therapieplatz verholfen wurde:

„Ich machte eine Therapie, und da muss ich erwähnen, dass mich ein Mann aus dem Jobcenter gerettet hat. Er war sehr freundlich, das werde ich niemals vergessen, an ihn werde ich mich immer erinnern, weil ich damals wegen einem völlig anderen Thema da hin [zum Jobcenter] gegangen bin [...]. Er sagte: ‚Heute werden wir nicht über Arbeit reden, sondern ich möchte Ihnen acht Monate geben, zur Therapie zu gehen‘, und gab mir eine relevante Adresse vom Gesundheitsamt.“
(Zanda)

„Es darf nicht von der Person abhängen“ ist ein Satz, den die Mitarbeiterin vom Jobcenter, die aktiv in der Jobcenter-AG „Für dich im Kiez – die Brücke zur Behörde“ tätig ist, bezugnehmend auf Beschäftigte innerhalb ihrer Behörde, mehrmals sagte (Feldnotiz 31/2024). Gleichzeitig suggerierte ihre Schilderung der institutionellen Struktur bzw. Arbeitslogik des Jobcenters unterschiedliche Ebenen, aus denen möglicherweise auch der eigene Handlungsspielraum unterschiedlich ausgenutzt werde: „In unserer Arbeit müssen wir verschiedene Ebenen mitdenken: die Datenqualität, die statistische Abbildung und vor allem den Menschen selbst“ (Jobcenter-Beschäftigte).

In den Sozialwissenschaften wird schon lange im Rahmen der Forschungsdebatte um Street-Level-Bureaucracy (Lipsky 1980) über Ermessungsspielräume institutioneller Akteure und ihren Einsatz von (Macht-)Einfluss diskutiert. Eine vielzitierte Unterscheidung wurde in der Hinsicht von Maynard-Moody und Musheno (2000) gemacht, die zwischen einem *state-agent*- und einem *citizen-agent*-Narrativ differenzieren. Letzterer meint, dass das Policy-Handeln des oder der Bürokratin in erster Linie auf der Beziehung basiert, die mit der Klient:in entwickelt wurde bzw. diese auf eine möglichst empathische Art mitbedacht wird. Dieser Ansatz kommt entsprechend der von der Jobcenter-Beschäftigten geschilderten und von ihr priorisierten Ebene „Mensch“ nahe. Nach der am Menschen oder citizen-orientierten Ebene die Arbeit auszurichten, kann konkret bedeuten zu versuchen,

Prozesse weniger bürokratisch zu machen: „Wir arbeiten intern intensiv daran, unsere Abläufe so zu gestalten, dass sie für unsere Kund:innen verständlich und gut handhabbar sind. Bürokratieabbau ist dabei ein wichtiges Ziel“ (Jobcenter-Beschäftigte).

Dass dieser Ansatz richtig und wichtig ist, bestätigen auch Schilderungen vieler Interviewpartner:innen über die Mehrbelastung durch den bürokratischen Aufwand, den sie im Rahmen von Transferleistungen haben. Dies verursacht sowohl Unverständnis – etwa wenn in Teilzeit arbeitende Bürgergeldempfänger:innen den Eindruck haben, viel mehr Papierkram machen zu müssen, als wenn sie komplett ohne Arbeit wären – als auch Stress, den die Betroffenen kaum stemmen können, wie Canan unterstreicht:

„Die machen uns wirklich verrückt. Die bringen die Leute, die setzen die Leute unter Druck, die bringen die Leute wirklich zur Depression. Ich sehe das auch bei mir, sage ich. Ich höre dann auf mit der Arbeit, ist doch viel besser, als ich nicht gearbeitet hatte. Dann hatte ich meine Ruhe.“

So sind manche Bewohner:innen frustriert über das Jobcenter. Dies betrifft auch Heranwachsende. Ein junger Mann äußerte verärgert seine Erfahrung, sich nicht gehört zu fühlen in seinem Bestreben, „einfach einer Arbeit“ nachzugehen, weil ihm vom Amt verschulte Ausbildungsformate nahegelegt wurden, die er aber aufgrund seiner Schulerfahrung – wo ihm wiederholt auf eine sehr demotivierende Art und Weise vermittelt wurde, dass er es nicht schaffen werde – vermeiden wollte:

„Die wollen einfach, dass wir nach deren Nase tanzen und das machen, was die wollen. Fertig. Ich will arbeiten gehen, und die sagen mir mein ganzes Leben lang schon: ‚Geh Schule, mach Schule, mach Schule‘, [...] die wollen dir was unterjubeln, was ich nicht machen möchte und dafür deren Kohle kassieren. [...] Und ich bin nicht so dumm, mich drauf einzulassen.“ (Gerald)

Umgekehrt erlebte es die junge Schulabsolventin Aisha: Sie wollte eine Ausbildung machen, aber im Beratungsgespräch suggerierte man ihr andere Optionen. Diese zwei Beispiele erwecken den Anschein, als käme potenzielle Unterstützung durch aneinander vorbeireden nicht zustande, ohne dass irgendjemand eine schlechte Absicht hat. Diese Kommunikationsbarrieren finden jedoch nicht nur auf der Beziehungsebene zwischen Klient:in und Street-Level-Bureaucrat statt. Es gibt auch kommunikative Defizite innerhalb und zwischen Institutionen. So erklärte uns die Jobcenter-Beschäftigte, dass viele existierende Angebote nicht bei allen zuständigen Partnerinstitutionen bekannt seien und daher zu oft ungenutzt

blieben, weil die Information nicht bis zu den potenziellen Abnehmer:innen durchdringen könne. Mehrere Beispiele dafür finden sich ausgerechnet in dem so wichtigen Bildungsfeld und dabei dem oft genannten Thema der Nachhilfe wieder:

„Die zentrale Frage ist: Wie erreichen wir die Eltern am besten? Viele Menschen wissen schlicht nicht, wohin sie sich mit bestimmten Anliegen wenden können. Wenn ich möchte, dass wirklich jede Lehrkraft weiß, was die Jugendberufsagentur ist oder was BuT²⁸ bedeutet, dann reicht es nicht, nur in übergeordneten Gremien darüber zu sprechen – auch wenn diese eine wichtige Rolle spielen. Es ist genauso entscheidend, in die Gesamtkonferenzen zu gehen, also dorthin, wo das gesamte Kollegium erreicht wird. Nur so können wir die Informationen wirklich breit und wirksam streuen.“ (Jobcenter-Beschäftigte)

Es kann geschlussfolgert werden, dass eine bessere Verteilung von Ressourcen, wie etwa im Bildungskontext, durch eine stärkere Abstimmung auf institutionell-lokaler Ebene durchaus möglich wäre. Dass darin ein Teil der Lösung liegt, ist die Überzeugung der Jobcenter-Beschäftigten:

„Es geht nicht nur darum, den Kontakt herzustellen – das gelingt in der Regel gut. Wichtiger ist, dass sich die Menschen ernst genommen fühlen. Viele haben schon unzählige Rückmeldungen gegeben, etwa dass ihr Kind dringend Nachhilfe braucht. Wenn sie dann immer nur hören: ‚Es gibt elhana²⁹ – ehrenamtlich, einmal wöchentlich‘, reicht das langfristig nicht aus. Was es braucht, ist eine strukturierte, verlässliche Förderung und echte Teilhabe – denn das ist der Schlüssel.“

Gleichzeitig ist sich die Jobcenter-Beschäftigte auch der Barrieren bewusst, die viele Menschen aus der Werner-Düttmann-Siedlung teilweise über Jahrzehnte, seit ihrer Ankunft in Deutschland, erlebt haben und die bis heute eine nachhaltige Wirkung haben:

„Man muss auch die Lebensgeschichten der Menschen mitdenken. Viele sind aus dem Libanon gekommen, hatten lange keine Arbeitserlaubnis und durften keine Sprachkurse machen. Das waren systemische Hürden, die tiefe Spuren hinterlassen haben. Diese Erfahrungen

²⁸BuT steht für „Bildungs- und Teilhabepaket“ und ist eine zusätzliche Förderung für Kinder und Jugendliche, deren Eltern oder die selber Transferleistungen beziehen. Wir gehen im Abschlusskapitel bei den Empfehlungen nochmal darauf ein.

²⁹elhana Lernpaten e.V. ist ein gemeinnütziger Verein, der Nachhilfe von Ehrenamtlichen an Kinder und Jugendliche aus der Werner-Düttmann-Siedlung und Umgebung vermittelt.

prägen bis heute – umso wichtiger ist es, dass wir ihnen heute mit Offenheit, Verständnis und echten Perspektiven begegnen.“

Solch eine dauerhafte Ausgrenzung hat das Vertrauensverhältnis gegenüber staatlichen Institutionen mitgeprägt, das bis heute ein ambivalentes ist. Das allgemeine Gefühl, dass das Vertrauen in Regierung und Staat abnimmt, wird in der Politikwissenschaft breit diskutiert (Putnam 1993), kann aber an dieser Stelle nicht tiefergehend ausgeführt werden. Skepsis oder „die mangelnde Bereitschaft, davon auszugehen, dass man Behörden im Zweifelsfall den Vorzug geben sollte“ (Cook / Gronke 2005: 785, Übers. d. A.), bedeutet, dass man staatlichen Akteuren nicht ohne Beweise vertraut. Man kann Skepsis als kritischen Blick auf das, was die Machthaber:innen tun, als positiv ansehen. Wir sollten kein „blindes“ Vertrauen in unsere Regierungen haben. Mangelndes Vertrauen in die allgemeine Funktionsweise des Staates kann sich aber auf die Vertrauenswürdigkeit auswirken, die man von seinen unmittelbaren Interaktionen mit den Vertreter:innen staatlicher Institutionen erwartet, zum Beispiel von den Lehrer:innen in der Schule oder den Berater:innen des Jobcenters.

Eine der Herausforderungen für die Street-Level-Bureaucrats ist es, mit dieser Ambivalenz umzugehen, ihre Komplexität zu erkennen und verschiedene Austauschformate auszuprobieren. Dass dies nicht immer einfach und konfliktfrei verläuft, zeigt der nächste Abschnitt. Er zeigt aber auch, dass dort, wo mit Emotionen und vertrauensvoll zusammengearbeitet wird, ressourcengenerierende Brücken entstehen.

5.3 Expert:innen und ihre Standpunkte: Unverzichtbare Brückenbauer:innen

E1 stellt nochmal die aufgegebene Fragestellung für die Gruppenarbeit (über brisante Herausforderungen der Menschen aus der WDS) und E2 antwortet als Erste: Sie sagt, dass ein Großteil der Menschen in der Siedlung von Sozialleistungen lebt, Bürgergeldempfänger sind und dass es in der WDS an Vorbildern fehlt. E3 reagiert prompt und wirkt über ihre Äußerung sehr verärgert: „Es triggert mich“, sagt sie, dass behauptet wird, es gebe keine Vorbilder. Sie erzählt, wie ihre Eltern bis heute keine Arbeitserlaubnis haben und deswegen auch früher „schwarz“ gearbeitet haben, und sagt: „Ich bin stolz drauf“, stolz drauf, dass ihre Eltern einen Weg gefunden haben, für sie zu sorgen. E2 erwidert, dass sie es nicht so gemeint hat, es nicht böse gemeint hat, nichts Schlechtes sagen wollte. E3 sagt daraufhin: „Ich weiß, dass

5.3 Expert:innen und ihre Standpunkte: Unverzichtbare Brückenbauer:innen

du es nicht so gemeint hast, wie du es gesagt hast“, und spricht vom Problem des antimuslimischen Rassismus, den sie immer wieder erlebt, persönlich und gegenüber den Menschen, mit denen sie in der WDS zusammenarbeitet bzw. die sie kennt – und fügt dann hinzu: „Das könnt ihr nicht nachvollziehen“ – mit „ihr“ scheint sie E2 und andere Personen ohne sichtbaren Migrationshintergrund in der Runde zu meinen. E1 sagt, dass es wichtig ist, diesen Austausch jetzt zu haben, um ein besseres Verständnis füreinander zu bekommen. Die Gruppe diskutiert noch über das Thema Rassismus, dass es auch andere Gruppen betrifft, POC, Rassismus gegen Schwarze, Antisemitismus. Darüber sind sich alle einig (Feldnotiz 04/2023).

Dieser Vorfall bei einem der Expert:innentreffen mit Kiezakteuren, überwiegend aus der (Jugend-)Sozialarbeit, verdeutlicht, wie wichtig es ist, die Stimme von den Menschen aus der WDS zu berücksichtigen, ihre Lebensgeschichten und Lebensumstände sich genauer anzuschauen. Nur so kann die Lage vor Ort richtig eingeschätzt oder eigene Vorurteile überdacht werden. E3 fungierte in der oben genannten Situation als Sprachrohr von Menschen, die über Jahrzehnte, teilweise noch heute, einer strukturellen Benachteiligung ausgesetzt sind. Aus den Reaktionen wird auch klar, dass nicht alle Beteiligten über dasselbe (Hintergrund-)Wissen oder die Sensibilisierung für den Themenkomplex verfügen, was zu Meinungsverschiedenheiten und hier zu konstruktiver Kritik führen kann. Nichtsdestotrotz verfolgen im Kern die Expert:innen ein gemeinsames Ziel: die Menschen, die in prekären Umständen leben, zu unterstützen. Damit die Unterstützung möglichst viele Betroffene erreicht, ist zunächst einmal erforderlich, im Expert:innen-Kreis Personen vertreten zu haben, die *nachvollziehen* können.

Im Kontext der Bewohner:innenschaft der WDS, so zeigte unsere frühere Forschung im Kiez, etwa bei der Analyse der Funktion der Stadtteilmütter während der Zeit der Corona-Pandemie (Blokland et al. i. E.), dass solche lokalen Akteure mit ihren Projekten – sowie den Einrichtungen, in denen sie agieren – unverzichtbare Brückenbauerinnen sind, um Vertrauensbeziehungen zur Bewohner:innenschaft herzustellen und mithilfe dieser Vertrauensbeziehungen Zugänge zu Institutionen und Professionals von außerhalb zu ermöglichen.

Mit dem Voranschreiten von Förderprogrammen zur Entwicklung von sozial benachteiligten Quartieren in europäischen Städten lag der Fokus primär auf der Stärkung des sozialen Kapitals, wobei die Bedeutung des symbolischen Kapitals etwas verblasste. Wir sind der Meinung, dass wir das symbolische Kapital wieder in unseren Werkzeugkasten aufnehmen sollten, um Initiativen zur Entwicklung von nachbarschaftlichen Gemeinschaften zu verstehen – und warum Initiativen möglicherweise keine wesentlichen Veränderungen bewirken. Die Stadtteilmütter

in unserer vorherigen Fallstudie (Blokland et al. i. E.) stützten sich auf emotionale Arbeit, um symbolischen Wert zu erlangen. Ihre Sichtbarkeit in der Nachbarschaft verschaffte ihnen Respekt, der mit den oben vorher genannten mismatch von Logiken aufbrechen konnte (und mit der domestic logic von Bewohnerinnen übereinstimmte). Praktische Beispiele dafür hatten wir bereits in Kapitel 3.2 aufgeführt, als es um das Engagement von Stadtteilmüttern mit Bewohnerinnen auf Augenhöhe ging, im vertrauensvollen und achtsamen Umgang auf einer Beziehungsebene von Mutter zu Mutter oder Migrantin zu Migrantin (wobei vertrauensvoll insbesondere heißt, sensible Angelegenheiten vertraulich zu behandeln und weder in den Nachbarschaftsstratsch zu lassen oder Behörden wie dem Jugendamt weiterzugeben). Diese Arbeitsweise führte zu einer *situational respectability* (Skeggs 2004). Genau darin liegt der Kern des symbolischen Kapitals, der gerade in der Werner-Düttmann-Siedlung für institutionsbasierte Beziehung so wichtig ist: in der Anerkennung in der Nachbarschaft und der Anwendung dieser Anerkennung als affektiver Macht / Kraft beim Aufbau von Beziehungen (Threadgold 2020: 94). Wichtig zu beachten ist dabei: Das löst nicht das Grundproblem und birgt auch die Gefahr der Überlastung für Professionals, da vertrauensbasierte Beziehungen auch dazu führen können, außerhalb der eigentlichen Arbeitszeiten tätig zu sein oder über private Kanäle quasi rund um die Uhr erreichbar zu sein – etwas, das auch bei der Arbeit der Graefe-Girls eine Rolle spielt und einen Balanceakt für die Projektleiterinnen erfordert:³⁰

„Wir machen es auch so, dass wir uns außerhalb unserer regulären Zeiten mit den Mädels treffen würden, wenn da jetzt Bedarf ist. Da heißt, wir sagen jetzt nicht, wenn die uns am Sonntag schreiben: ‚Nee, warte mal bitte, bis der Donnerstag eintrifft, und dann können wir quatschen‘, sondern da sind wir ziemlich offen hier, was auch wichtig ist für die Beziehungsarbeit.“ (Saleya)

Neben den Stadtteilmüttern und Graefe-Girls-Verantwortlichen sind es vor allem die Sozialarbeiter:innen der Einrichtungen innerhalb der WDS, die über Jahre nachhaltige Vertrauensbeziehungen innerhalb der Nachbarschaft zu den Menschen aufgebaut haben. Sowohl in den Bewohner:innen- als auch in den Expert:innen-Gesprächen lernten wir, dass der Austausch mit Behörden oftmals besser funktioniert, wenn sie Teil des Prozesses sind. Die Jobcenter-Mitarbeiterin betont die besonders gute Zusammenarbeit mit der Jugendeinrichtung Dreh-

³⁰Grundsätzlich kann man sagen: „Aber: Brücken zu bauen zwischen häuslichen und institutionellen Logiken, um vertrauensvolle Interaktionen zu schaffen, wo staatliche Institutionen dies nicht gelingt, kann die strukturellen Ungleichheiten der geschlechtsspezifischen und rassistischen räumlichen Benachteiligung nicht in Frage stellen. Solange sich die institutionelle Logik nicht ändert, werden benachteiligte Stadtteile weiterhin benachteiligt bleiben und endlos der ‚Gemeinschaftsentwicklung‘ bedürfen.“ (Blokland et al. i. E., Übers. d. A.).

5.4 Herausforderungen beim Zugang zur gesundheitlichen Versorgung

punkt. Dort gelingt es durch enge Kooperation, Beratungsgespräche auf Augenhöhe zu führen, mit spürbarem Mehrwert für alle Beteiligten. Auch die lokale Grundschule probierte neue Interaktionsformate aus und kam mit dem Personal in den Dütti-Treff, um dort Gespräche mit Eltern anzubieten. Dabei kam ein Austausch von Ideen und Wünschen im kleineren Kreis zustande. Auch wenn sich die Akteure eine größere Erreichbarkeit gewünscht hätten (Feldnotizen 28/2024; 32/2024), wollen sie sich auch weiterhin Formate überlegen, um Eltern in Zukunft besser zu erreichen – ein großes Anliegen der Professionals und gleichzeitig mit die größte „Baustelle“ – das wurde mitunter auf der Bildungskonferenz des Bildungsnetzwerks Graefe-Kiez im November 2023 klar betont (Feldnotiz 13/2023).

Wir werden im nächsten Kapitel bei der Formulierung von Empfehlungen noch genauer darauf eingehen, welche Wünsche Eltern und Bewohner:innen hinsichtlich der Bildungs- und Arbeitsmarktzugänge formulierten. Dabei werden wir diese auch an geeigneten Stellen mit den Vorschlägen der Street-Level-Bureaucrats zusammenfügen. Zunächst soll jedoch der Blick auf eine weitere wichtige Ebene geworfen werden, nämlich die Gesundheitsversorgung.

5.4 Herausforderungen beim Zugang zur gesundheitlichen Versorgung

Wir haben in den vorangegangenen Kapiteln auf die prekären Lebenslagen der Bewohner:innen hingewiesen: die strukturellen Benachteiligungen, einhergehend mit Geldmangel und Verdrängungsangst, die Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen im städtischen Alltag sowie zusätzliche Sorgen um Familienangehörige aus Kriegsgebieten, die Abhängigkeit „vom Amt“ und den damit verbundenen bürokratischen Aufwand. All das sind Faktoren, die Stress verursachen, und Stress macht mit der Zeit krank. So sind nicht selten in Familien beide Elternteile von gesundheitlichen Problemen geplagt, wie die junge Bewohnerin Reem am Beispiel ihrer Familiensituation schilderte. Auch wenn sie und ihre Eltern von allen der oben genannten Faktoren betroffen sind, liest sich ihre Erzählung fast schon wie eine Rechtfertigung, um nicht als „faul“ zu gelten:

„Ich lebe auch dadurch von der Sozialhilfe oder von den Geldern, und es kommt einfach nicht davon, dass meine Eltern faul sind. Das möchte ich jetzt einfach mal sagen. Nein, aber meine Eltern sind beide krank. Mein Vater hatte, als ich noch jünger war, zwei Herzinfarkte. Davor hat er gearbeitet in dem Zeitraum, wo er seine Arbeitserlaubnis bekommen hat. Er hat nämlich zehn Jahre keine Arbeitserlaubnis

gehabt. Meine Mutter ist auch sehr krank und dadurch kann sie nicht arbeiten. Und ja, deswegen sind wir, leben wir aktuell vom Staat.“

Unsere Interviewpartner:innen berichteten des Öfteren über Krankheiten wie Diabetes, Depressionen oder Krebs, die sie direkt oder andere Familienmitglieder betrafen. Dabei stellten manche einen direkten Zusammenhang zwischen ihrem Krankheitsbild und sonstigen Alltagsherausforderungen her: Nyke, die wegen des Ukrainekrieges nach Deutschland floh, schilderte zum Beispiel, wie sie der Mangel an Mobilität und sozialen Kontakten im Alltag depressiv gemacht habe. Auch beim Frauenfrühstück berichteten Frauen über die Abwesenheit von Nachbar:innen, die sich isolierten und „krank vor Sorge“ vor dem Fernseher das Kriegsgeschehen in der Heimat ihrer Angehörigen verfolgten (Feldnotizen 08/2023; 11/2023). Manche Gesprächspartner:innen sprachen offen über den Bedarf an therapeutischer Unterstützung, etwa wegen eigenen Kriegstraumata oder akuter Familienprobleme. Die genauen Hintergründe sind an dieser Stelle nicht weiter relevant, es geht vielmehr darum zu unterstreichen: Gesundheitliche Beeinträchtigungen gehören zum Alltag der Menschen in der WDS und erschweren diesen stark, wobei diese Menschen oftmals weniger Ressourcen – Mittel, Instrumente und Befugnisse – beim Zugang zur Gesundheitsversorgung haben (als etwa besser positionierte Bewohner:innen aus dem Kiez, ohne Kommunikationsbarrieren oder mit Privatversicherung).

Die zunehmende Auslastung des Gesundheitssystems, die öffentlich schon länger diskutiert wird, ist mit weitreichenden gesellschaftlichen Herausforderungen auf verschiedenen Ebenen verbunden und reproduziert soziale Ungleichheiten (Krüger 2023). Daher ist sie für Bewohner:innen aus prekären Verhältnissen besonders problematisch. Aktuelle Vorschläge aus der Politik, bei Krankschreibungsbeginn die Patient:innen finanziell zu belasten, treffen so Menschen wie aus der WDS stärker (wenn das Geld ohnehin schon knapp ist, macht es für diese Menschen sehr viel aus, ob der erste Fehltag ihnen zur Last fällt). Zudem kommen Herausforderungen hinzu, wie die Schwierigkeiten, einen zeitnahen Termin in einer Arztpraxis zu bekommen – bei Doctolib muss man für einen freien Slot bei Hautärztinnen oder Orthopäden oft um Monate nach vorne scrollen, um fündig zu werden. Und im Falle, dass eine Spezialist:in das erste Mal aufgesucht werden muss, liest man immer öfter online den Hinweis „es werden keine neuen Patient:innen aufgenommen“ (und telefonisch erreicht man die Praxen auch immer seltener). Die Mutter Filiz, die für ihr Kind einen Augenarzttermin im Frühling 2024 suchte, wurde auf das nächste Jahr vertröstet, was sie erst auf Nachfrage realisierte:

„Für andere Ärzte, wie zum Beispiel Augenarzt oder andere, spezialisiert für Kinder, ist es wirklich schwierig: ‚Bis nächstes Jahr haben wir

5.4 Herausforderungen beim Zugang zur gesundheitlichen Versorgung

keinen Platz für Neue‘, und [ich fragte]: ‚Was meinen Sie? Nächstes Schuljahr?‘ [...]

[Antwort:], ‚Tatsächlich 2025.‘“

Es kostet mittlerweile viel Zeit und Kraft, einen Arzttermin organisiert zu bekommen, wie die Bewohnerin weiter erklärt:

„Es ist nicht, ich gehe jetzt ins Internet, oder ich gehe zu Doctolib, und ich kriege einen [Termin], oder ich rufe da an beim Arzt, den jetzt mein Kinderarzt empfohlen hat, und ich kriege einen Termin. So ist das nicht, also, man muss wirklich Zeit verlieren und Zeit investieren, dass man das findet.“ (Filiz)

Und für manche bleibt trotz des hohen Aufwands die Suche auch nach Monaten ergebnislos, wie beispielsweise im Fall der Bewohnerin Rasha, die vergeblich einen Ergotherapieplatz für ihre Tochter suchte:

„Monatelang muss man für einen Zahnarzttermin [warten], für eine Ergotherapie ist [es] ganz schlimm. Also vor allem so viele Kinder brauchen das heutzutage. [...] Meine Tochter [braucht] eine Ergotherapie, und ich bin seit drei Monaten in der Warteliste für sowas, [...] ich habe glaube ich 30 [Praxen] angerufen. Also keine Chance, dass du direkt in ein, zwei Monaten einen Termin findest, keine Chance.“

Viele der Interviewpartner:innen teilten uns derartige Hürden beim Zugang zur Gesundheitsversorgung mit. Sie stellen keine Überraschung dar. Wir alle kennen sie mehr oder weniger – aber unsere Verwirklichungschancen unterscheiden sich dahingehend.

Wir haben die Menschen gefragt, wie sie die Arztpraxen ihres Vertrauens gefunden haben. Hier stellten wieder vor allem die familiären, aber auch die Nachbarschaftsbeziehungen die größte Ressource dar: ein Tipp von der Schwester – und wenn der Familienname in der Praxis erstmal dokumentiert ist, hat man auch als Neupatient:in bessere Aufnahmechancen – oder der Hinweis über den beliebten Kinderarzt beim Austausch mit „Mamis“ im Familienzentrum. Besonders wertgeschätzt werden Praxen, in denen auch die eigene Mutter-/Erstsprache gesprochen wird – das betonten arabisch- und türkischsprachige Bewohner:innen, denn gerade bei Gesundheitsproblemen im eigenen (Familien-)Kreis sind eine verständliche Kommunikation und genügend Raum für Fragen und Antworten enorm wichtig. Aus anderer Forschung (siehe El-Kayed et al. 2023) ist bereits bekannt, dass sprachliche Barrieren bei der Gesundheitsversorgung eine Zugangshürde für migrantischen Gruppen darstellen und dahingehend infrastruktureller Verbesserungsbedarf gesehen wird. Für eine Überwindung der Kommunikationsbarrieren

spielen auch Anerkennung und ein respektvoller Umgang eine Rolle. Es ist wichtig, die Sorgen der Menschen ernst zu nehmen. Genau das Gegenteil erfuhr die Bewohnerin Melis, als sie bei einem Apothekenbesuch zu hören bekam, dass sie „dumme Fragen“ stelle:

„[Die sind unfreundlich,] weil ich so viel frage [...], aber ich will es ja wissen, und man muss ja fragen [...]. Mein Mann hat ein Rezept bekommen [...]. Ich habe gesagt: ‚Ich glaube, da steht noch ein Medikament.‘ ‚Nein, da steht nur bei Bedarf, wenn er Schmerzen hat [...]. Sie stellen immer dumme Fragen‘, so sagt er [Apotheker] mal zu mir.“

Auch in der WDS berichteten Menschen von schweren Schicksalsschlägen, die auch von Kommunikationsbarrieren begleitet waren und dadurch noch mehr Schmerz verursachten, weil sie sich vom System im Stich gelassen fühlten. In diesem Zusammenhang sagte eine Bewohnerin, die ihren Vater in der Zeit der Corona-Pandemie verloren hatte: „Die Leute wissen es selbst, aber solange sie es nicht selber erleben, hat man immer leicht reden, finde ich“ (Sara).

Gesundheitliche Unterstützung erfuhren manche durch das nahegelegene Gesundheitszentrum in der Urbanstraße. Dieser Hinweis ist wichtig, weil es sich um eine bezirklich organisierte Einrichtung handelt, in der mehrsprachige Beratungsangebote Teil der Praxis sind und dort ein wichtiger Anknüpfungspunkt bezüglich geäußerter Verbesserungswünsche rund um Gesundheitsfragen hergestellt werden könnte. Im Abschlusskapitel gehen wir konkreter auf diese und weitere Verbesserungswünsche ein und geben Empfehlungen, wie man diese umsetzen könnte.

5.5 Fazit

Auf der institutionellen Ebene haben wir mehrere Barrieren identifiziert, die die Menschen beim Zugang zu Ressourcen aus dem Bildungs-, Arbeits- und Gesundheitsbereich erleben. Egal ob es um individuelle Anliegen – wie die Suche nach einer Ausbildungsmöglichkeit – oder kollektive Angelegenheiten – wie das Engagement der Elternschaft für Belange der Schüler:innen aus dem Regelzweig der Grundschule – geht: Durch soziale Segregationsmuster und Kommunikationsbarrieren werden Verwirklichungschancen eingeschränkt. Durch mitunter unterschiedliche Erwartungshaltungen der Eltern und des Schulpersonals und die Dominanz „akademischer“ Eltern (von außerhalb der Siedlung) steigen die Hemmschwellen bei Eltern aus der WDS mit weniger kulturellem Kapital, sich aktiv in der Schule zu beteiligen. Gerade im Schulkontext ist dies bedauerlich, da es sich um ein Setting mit großem Potenzial handelt, um Formen dauerhaften Engage-

ments zwischen Menschen aus verschiedenen sozialen Kontexten zu ermöglichen und eine nachhaltig wirksame Ressourcengenerierung schichtübergreifend zu gewährleisten.

Positiv anzumerken sind die guten Absichten seitens lokaler Street-Level-Bureaucrats, Eltern im Schulkontext und sozial bedürftige Personen im Jobcenterkontext besser erreichen zu wollen, indem die lokale Grundschule Gespräche in Zusammenarbeit mit dem Dütti-Treff anbietet oder Jobcenterpersonal in der Jugendeinrichtung Drehpunkt Beratungen organisiert. Gerade an diesen Orten sind Akteure und Projekte verankert, die vertrauensvolle Beziehungen zur Bewohner:innenschaft pflegen und dadurch eine Brückenfunktion erfüllen, die den identifizierten mismatches der Logiken auf den Ebenen state-citizen (bzw. institutional-domestic) entgegenwirken. Symbolisches Kapital, das in der lokalen Sozialarbeit akkumuliert wurde, scheint in diesem Zusammenhang hilfreich zu sein, sollte aber nicht als Lösung der strukturellen Ungleichheiten, die Menschen aus der WDS beim Gang zu Institutionen erfahren, gelesen werden.

Dennoch bleibt festzuhalten, dass es in den beschriebenen institutionellen Bereichen – trotz unterschiedlicher und teils konträrer Erfahrungswerte der Bewohner:innen – Handlungs- bzw. Anknüpfungspunkte gibt, die im Zuständigkeitsbereich des Bezirks liegen, vermutlich mehr als für die geschilderten Herausforderungen im Gesundheitsbereich, insbesondere der immer schwereren Zugänglichkeit zu Arztpraxen und -Terminen.

Welche strategischen Maßnahmen und Ansätze helfen könnten, um bessere institutionelle Zugänge sowie generell eine Ressourcenförderung im Sinne sowohl persönlicher als auch kollektiver Verwirklichungschancen in der Werner-Düttmann-Siedlung zu erreichen, diskutieren wir im Abschlusskapitel.

6 Fazit und Empfehlungen

6.1 Beantwortung der zentralen Forschungsfrage

Viele Bewohner:innen aus der Werner-Düttmann-Siedlung organisieren Ressourcen im Kontext einer strukturellen Doppelbelastung, die sich durch Geldmangel und eine prekäre bzw. unsichere Wohnsituation – von beengten Wohnverhältnissen bis zu Verdrängungsangst – ausdrücken. Manche Familien sind auch stärker als andere von jahrelang anhaltender struktureller Benachteiligung betroffen, etwa durch eingeschränkten citizenship- bzw. Aufenthaltsstatus (wie etwa Arbeitsverbote). So organisieren Bewohner:innen Ressourcen – bzw. erfahren persönliche Verwirklichungschancen, um Unterstützung für sich und das engste Umfeld zu realisieren – innerhalb eigener Familiennetzwerke. Dies schließt sowohl immaterielle als auch materielle Unterstützungsformen ein – von Fürsorgepraktiken bis zu finanziellen Leihgaben – und findet meistens innerhalb der unmittelbaren Nachbarschaft statt, wo sich ihr Alltagsradius konzentriert. Daher kommt auch der lokalen sozialen Infrastruktur eine wichtige Rolle zu, sofern diese genutzt wird, denn sie fördert nachbarschaftliches Netzwerken und birgt zudem Potenzial für schichtübergreifende, fluide Begegnungen, auch um sich für kollektive Nachbarschaftsbelange einzusetzen (wie etwa im Hinblick auf die Anfechtung von Mieterhöhungen). Gemeinsame Verwirklichungschancen zu generieren stellt aber eine besondere Herausforderung durch teils extern bedingte Barrieren dar, welche sich durch eine Stigmatisierung im doppelten Sinne kennzeichnen und zu Einschränkungen führen: sowohl bezüglich der kollektiven Wirksamkeit im Kiez (ein nachbarschaftliches Aufeinander-Achten wird durch Disidentifikation und Gewalt behindert) als auch bezüglich der städtischen Mobilität außerhalb der Siedlung (unter anderem durch Anfeindungen und Rassismus). Auch bei Institutionen außerhalb der Nachbarschaft erleben die Menschen aus der WDS Barrieren, um etwa soziales und kulturelles Kapital im Bildungsbereich zu akkumulieren, durch einen strukturell bedingten Mangel an Mischung, soziale Segregationsmuster und Kommunikationsbarrieren.

Im letzten Abschnitt fassen wir die Ressourcen und Barrieren in einem kontextuellen Modell (Abbildung 6) zusammen und erörtern im Detail, was auf welchen Ebenen (durch Bewohner:innenschaft, durch Kiez- und institutionelle Akteure, durch den Bezirk und durch die Stadtgesellschaft) getan werden kann, um die

6 Fazit und Empfehlungen

Menschen aus der Siedlung in Zukunft zu unterstützen, um die identifizierten Ressourcenpotenziale zu stärken bzw. Barrieren abzubauen.

6.2 Kontextuelles Modell

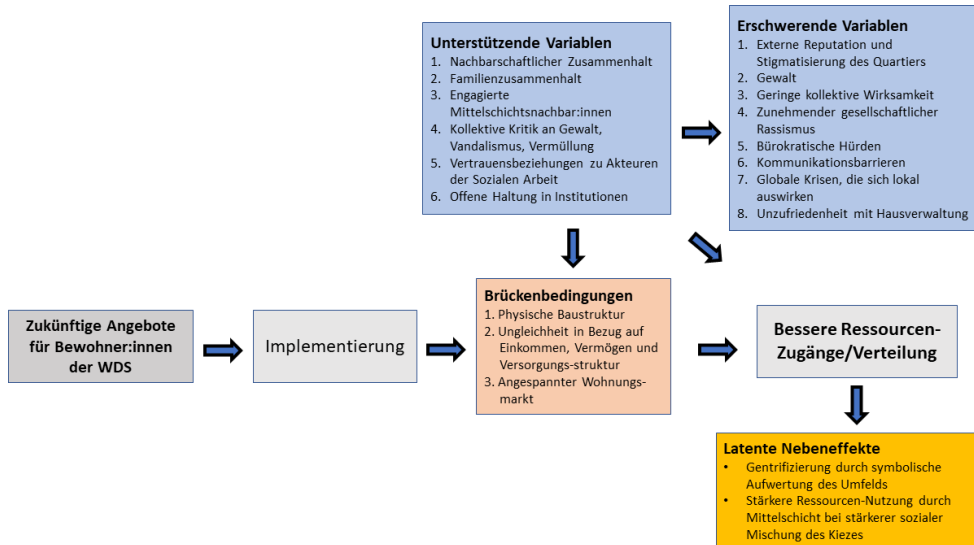


Abbildung 6: Das kontextuelle Modell

Das kontextuelle Modell in Abbildung 6 zeigt, welche Bedingungen im Kontext der WDS beachtet werden müssten, um effektiv die Ressourcen der Bewohner:innen zu stärken. Es gibt nicht vor, welche konkreten Maßnahmen dies sein sollten, da die fachlichen Expert:innen dies am besten wissen. Es erläutert, mit welchen erschwerenden und unterstützenden Variablen man bei solchen Angeboten rechnen muss.

Brückenbedingungen

Die unausweichlichen Faktoren, die nicht durch Angebote in der Siedlung beeinflussbar sind, sind die bauliche Struktur, die Wohnungsmarktsituation und die ökonomische Ungleichheit in der Gesellschaft, die, ohne dass der Bezirk eingreifen kann, stark den Zugriff auf Ressourcen bedingen. Die Werner-Düttmann-Siedlung ist vom restlichen Graefe-Kiez klar abgegrenzt (der gentrifizierte, sanierte Altbau steht dem sozialen Neubaukomplex der WDS gegenüber). Ihre nach innen gerichtete Baustruktur ist ein in sich geschlossener Raum, der kei-

ne richtige Durchgangsfunktion hat, und es gibt keine Läden. Mit anderen Worten: Innerhalb der Siedlung findet wenig Kontakt zum Rest des Kiezes statt. Die „Schranken“ bei den Siedlungszugängen haben eine symbolische Bedeutung als Grenze. Von außen wird die WDS zuweilen als eine Art „Fremdkörper“³¹ angesehen – was das territoriale Stigma ausdrückt. Solche Labels verstärken das Risiko, dass man mit baulichen Maßnahmen argumentiert, als könnten sich durch räumlich-physische Eingriffe die strukturellen Umstände verbessern. Ein ähnliches Szenario ereignete sich in einem anderen Kontext, wo innerhalb eines weitgehend gentrifizierten Wohngebiets in einer US-amerikanischen Großstadt noch ein „Ghetto“ stand, was dann letztendlich nach Jahren der diskursiven Stigmatisierung und Abwertung abgerissen und durch teure Wohnungen ersetzt worden ist (Blokland i. E.). International wird inzwischen darauf hingewiesen (Kirk 2024; Holmes 2025), dass diese Art der diskursiven Stigmatisierung Gentrifizierung vorantreiben kann. Es gibt keinen Grund, diese Diskussionen für die Siedlung zu führen, da es an sich unproblematisch ist, wenn kleine Wohnanlagen nach innen gekehrt organisiert sind (wie dies auch anderswo in Berlin der Fall ist). Es heißt aber, dass Verbindungsaktivitäten innerhalb des Quartiers, wie die anfangs erwähnte Spielstraße, diese physischen Barrieren anerkennen und mitdenken müssen. Statt die Baustruktur an sich zu problematisieren, sollte man die niedrigen bzw. bezahlbaren Mieten sicherstellen und sich überlegen, wie man die Teilhabe im Rest des Kiezes und im Rest der Stadt vergrößern kann. Weitere Brückenbedingungen sind zwei strukturell-ökonomische Faktoren: erstens die Ungleichheit in Bezug auf Einkommen und Vermögen, die sich in Geldmangel ausdrückt – ein großes Alltagsproblem der Bewohner:innenschaft, das sich historisch in der Siedlung verfestigt hat und durch die fortschreitende Gentrifizierung der umliegenden Nachbarschaft immer sichtbarer wird (etwa bei der Kinderarmut, die statistisch in der WDS doppelt so hoch ist wie im LOR Graefe-Kiez Süd). Zweitens wachsen durch die sehr angespannte Wohnungsmarktentwicklung in Kreuzberg und Berlin im Allgemeinen die finanziellen Herausforderungen bei der Wohnungsfrage, sowohl durch steigende Mieten, mitunter verursacht durch den Wegfall der Sozialbindung innerhalb des Siedlungsraumes in den letzten Jahren, als auch durch die stetig wachsende Nachfrage nach Wohnungen und den Bevölkerungszuwachs (auch ressourcenstärkerer Menschen aus der Mittelschicht).

Latente Nebeneffekte

Die Verdrängungsgefahr durch Gentrifizierung kann auch ein unbeabsichtigter, latenter Nebeneffekt von neuen Maßnahmen werden, die eigentlich für eine sozial

³¹Darauf verwies beispielsweise eine Kiezakteurin im Rahmen unseres ersten Forschungsprojekts in der Siedlung in den Jahren 2017/2018 (Feldnotiz 07/2017).

benachteiligte Bewohner:innenschaft gedacht sind, etwa durch symbolische Aufwertung des Umfeldes und kulturelle Investitionen, die die Mittelschicht anzieht. Mittelschichtbewohner:innen können unterstützend sein für Nachbar:innen mit weniger Ressourcen, aber dies setzt ein entsprechendes Engagement ihrerseits voraus und die Bereitschaft, ihre Vorteile (assets) mit anderen zu teilen. Umgekehrt kann es aber auch passieren, dass finanziell bessergestellte Bewohner:innen kulturelle Investitionen nur für sich nutzen, nur um Ressourcen auf der persönlichen Ebene zu sichern, denn soziale Mischung ist kein Automatismus.

Erschwerende Variablen

Für die persönlichen Verwirklichungschancen der Bewohner:innen – die Organisation von Ressourcen für sich und die eigene Familie – konnten wir folgende erschwerende Faktoren identifizieren: Im Zusammenhang mit der Wohnungsfrage kritisieren die Menschen die Entwicklung der Hausverwaltungsstrukturen, die im Vergleich zu früher von einer Digitalisierung und einer verstärkt zentralisierten Zuständigkeit geprägt sind, die verschiedene Bedarfe verkomplizieren: von Kleinreparaturen und Mängelbeseitigungen bis hin zu Verfahren bei der Wohnungssuche. So vermissen viele Bewohner:innen die frühere Rolle des Hausmeisters, der für viele Alltagsbelange Ansprech- und Vertrauensperson war. Bürokratische Hürden und einen Mehraufwand erfahren die Menschen aber auch in anderen Alltagssituationen, so etwa beim Gang zu staatlichen Behörden, die für Transferleistungen zuständig sind. Dort, aber noch mehr im Bildungsbereich, nämlich in der Schule, sind es Kommunikationsbarrieren, die Eltern daran hindern, Ressourcen für ihre Kinder durch *dauerhaftes Engagement* zu ermöglichen. Während manche beim Jobcenter über das „Verwaltungsdeutsch“ stolpern, kann in der Schule die Bildungssprache akademischer Eltern die „Hemmschwelle“ an der Elternpartizipation heben, gekoppelt mit einem Habitus mismatch (auch ein Mangel an Deutschkenntnissen bzw. der relativ geringe Wert der eigenen Muttersprache – etwa Arabisch / Türkisch im Vergleich zum Spanischen – spielt eine Rolle). Gerade für Bewohner:innen aus dem arabischen Raum – viele haben eine palästinische und libanesische Migrationsgeschichte – führt der Nahostkonflikt, insbesondere seit seiner letzten Kulmination seit 2023, zu enormen emotionalen und psychischen Belastungen.³² Gleichzeitig vermindert der zunehmende Rechtsruck und Rassismus in der Gesellschaft das Sicherheitsempfinden migrantischer Bewoh-

³²Wir möchten an dieser Stelle nochmal darauf hinweisen, dass wir keine Menschen im Sample hatten, die sich als jüdisch identifiziert haben, und im Rahmen unseres Auftrags – die Perspektive der WDS-Bewohner:innen zu beleuchten – nicht alle Perspektiven des komplexen Nahostkonflikts berücksichtigt werden konnten. Deshalb ist es uns wichtig zu betonen, dass uns das Leid der jüdischen Menschen und ihre Sorge vor einem wachsenden Antisemitismus bewusst ist und eine gesamtgesellschaftliche Herausforderung darstellt.

ner:innen. Beide Faktoren beeinflussen die Mobilität in der Stadt bzw. führen zu Zurückgezogenheit, sozialer Isolation und Exklusion (auch von Ressourcen).

Für die kollektiven Verwirklichungschancen der Bewohner:innen wirkt die Stigmatisierung der Siedlung hinderlich, die von einer externen Reputation verstärkt wird, aber auch teilweise internalisiert wird. Folglich grenzen sich Bewohner:innen bewusst ab: symbolisch (durch Disidentifikation) oder praktisch (indem sie den Siedlungsraum / lokale Begegnungsräume meiden). Manchmal ist die Bereitschaft, soziale Kontrolle auszuüben, zwar vorhanden, aber durch Verunsicherung limitiert. All dies schränkt die kollektive Wirksamkeit ein und hängt mit dem Gewaltproblem in der WDS zusammen. Nachbarschaftskonflikte gehören zum städtischen Alltag, Kriminalität auch, aber das Hauptproblem ist, wenn das eine oder andere in Gewalt eskaliert, die für die Nachbar:innen sichtbar werden.

Unterstützende Variablen

Es gibt aber auch unterstützende Faktoren, die den oben genannten Barrieren entgegenwirken können. Auf der Ebene der persönlichen Verwirklichungschancen sind das folgende: Familiennetzwerke spielen für viele Bewohner:innen eine große Rolle, da viele Verwandte innerhalb der Nachbarschaft haben und sich gegenseitig unterstützen, sowohl materiell als auch im Fürsorge-/Care-Bereich. Dies ist für die Familien gleichzeitig auch herausfordernd und sehr zeitintensiv. So schaffen es gerade Eltern aus relativ großen Familien seltener zu Elternabenden oder beklagen den oben erwähnten Mehraufwand durch bürokratische Auflagen vom Amt. Die aus den Gesprächen mit den Street-Level-Bureaucrats ableitbare offene Haltung lokaler Institutionen (Schule und Jobcenter) und die eigene Zielsetzung, die Menschen aus der WDS besser erreichen zu wollen, sind eine wichtige Basis, um in Zukunft den Barrieren entgegenzuwirken.

Eine weitere fundamentale Ressourcenquelle stellen Nachbarschaftseinrichtungen dar, sofern diese von den Menschen genutzt werden. Wer insofern vernetzt ist, schätzt die Angebote und die Beziehung zum Personal, das als vertrauenswürdig gilt. Während auf der individuellen oder gruppenspezifischen Ebene sozial-lokale Einrichtungen die Bedarfe von Bewohner:innen (die kommen) passgenau abdecken, ist die kollektive Ebene ausbaufähig. Dabei stellt sich die Frage, welche Formate in Zukunft helfen können, um kollektives Handeln für die gesamte Nachbarschaft zu fördern. Das Engagement von ressourcenstarken bzw. Mittelschichtsnachbar:innen, wie im Falle des Versuchs, Mietsteigerungen anzufechten, fruchtete zwar im vorliegenden Fall nur punktuell auf individueller Ebene, hatte jedoch das Potenzial, als schichtübergreifende Ressource für eine grundlegende Sorge im Kiez – vor steigenden Mieten und Verdrängung – zu fungieren.

Was auf der kollektiven Ebene für Verwirklichungschancen unterstützend wirkt, ist die kollektive Kritik an Gewalt, Vandalismus und Vermüllung. Im letzten Abschnitt werden wir anhand einiger Berliner sowie internationaler Projektbeispiele aufzeigen, in welche Richtung der Bezirk schauen könnte, um eine effizientere Organisation von Ressourcen in der Werner-Düttmann-Siedlung zu fördern.

6.3 Überlegungen für strategische Richtungen: Was wünschen sich die Menschen und was können sie füreinander tun? Was kann der Bezirk, die Stadt oder der Staat tun?

Stärken der Bleibeperspektive durch Mietsicherheit und die (Wieder)Herstellung gewohnter Servicestrukturen

Viele Menschen leben eigentlich gerne in der Werner-Düttmann-Siedlung und wollen bleiben. Es ist daher ganz wichtig, nicht nur den Fokus darauf zu legen, was sich verändern soll, sondern auch darauf, was Bewohner:innen beibehalten wollen. Bezahlbare Mieten sind dabei an die erste Stelle zu setzen. Daher ergibt es Sinn, über weitere Möglichkeiten nachzudenken, die Kommerzialisierung des Wohnens in der WDS zu stoppen. Der größere Teil der Siedlung ist bereits im Besitz eines landeseigenem Wohnungsunternehmens, aber ein kleinerer Teilbereich ist immer noch in privaten Händen, wo die Verdrängungsgefahr durch fortschreitende Mietsteigerungen akut(er) ist. Auch kritisierten Bewohner:innen gerade in diesem Teil des Siedlungsraumes, dass die räumliche Gestaltung des Wohnkomplexes rund um den Bereich südliche Graefestraße und Hasenheide nicht förderlich sei für nachbarschaftliche Begegnungen. So sind potenzielle Durchgangswege von der Hasenheide-Seite Richtung Werner-Düttmann-Platz durch Einzäunungen versperrt, anstatt den Zugang zum Familienzentrum oder den Dütti-Treff sowie zu Sitzbänken und Spielplätzen zu erleichtern. Anstatt Bäume zu schneiden, sollten die Zuständigen doch eher darüber nachdenken, den Zaun zu entfernen. So denkt auch Jessica, die vom Fenster aus die Barrieren sieht:

„Dieses Haus ist ja so ein ‚O‘, aber natürlich auch von der Werner-Düttmann-Siedlung. Das ist ja noch mal so ein ‚L‘, von der Werner-Düttmann-Siedlung. Da ist ja ein Spielplatz und so weiter. Dann ist da aber ein großer Zaun. Du kannst nicht, du kannst nicht hin- und herwechseln, was schon mal dumm ist. [...] Das finde ich einfach krass, dass da nichts passiert, was man da machen könnte: Gemeinschaftsgarten, cooler Spielplatz, ähm, das ist so verschenkt, also musst du dir mal angucken. Das ist echt krass, und ich glaube, das ist so die Haus-



Abbildung 7: Wo Platz ist für einen nachbarschaftlichen Begegnungsort, steht ein abgeklebter Storage-Raum
(Foto: Vojin Šerbedžija)

verwaltung. Man sieht das ja auch an der Außenanlage, die investieren hier einfach null. [...] Keiner fühlt sich zuständig, wahrscheinlich liegt dann da nur Scheiß rum, und stattdessen schneiden sie einfach die Bäume.“

Die private Hausverwaltung vermietet zudem einige ihrer Räumlichkeiten gewerblich. An der Ecke Graefestraße / Hasenheide entstand so ein Storage-Raum mit abgeklebten Fenstern. Auch hierin sehen Nachbarn eine nicht genutzte Möglichkeit, soziale Begegnungsorte zu schaffen, da die Befugten profitorientiert handelten. So entsteht der gegenteilige Effekt durch abgeklebte Schaufensterscheiben (Abbildung 7):

„Die ganzen Fensterrahmen, wirklich von unten bis oben, sind zugeklebt mit so Werbung für so ein Lagerding, wo du halt so eine kleine Kabine für 400 Euro mieten kannst. Also so der absolute Gewinnmaximierungsgedanke wieder und halt null Benefit für die Anwohne-

6 Fazit und Empfehlungen

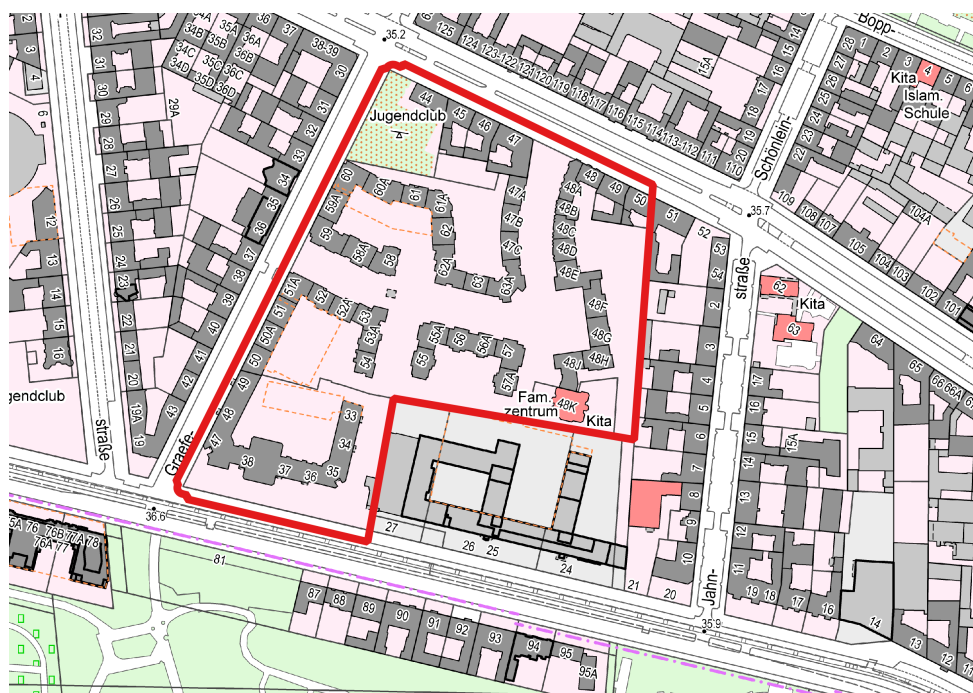


Abbildung 8: Teil des privat verwalteten und abgegrenzten „O“-Komplexes der WDS (unten links)

(Quelle: Eigene Aufbereitung der SPK Friedrichshain-Kreuzberg, Stand 18.03.2025; Kartenquellen: Geoportal Berlin / Karte von Berlin 1:5000 (K5 Farbausgabe) & Geoportal Berlin / Sozialer Zusammenhalt und Quartiersmanagement)

rinnen. Da hätte ja auch irgendwie so eine Nachbarschaft, was auch immer, ja, alles hätte da reinkommen können, und das ist so das absolute andere Ende vom Spektrum: ‚Wir haben kein Interesse an dieser Nachbarschaft. Wir versiegeln diese Fenster von oben bis unten und vermieten die zu seinen Preisen an Leute, die da gar nicht wohnen.‘ Und irgendwie so, dadurch wird diese Ecke natürlich auch noch mal so abgetötet.“ (Robin)

Um das nachbarschaftliche soziale Gefüge und damit auch die Stärkung der kollektiven Verwirklichungschancen für die Bewohner:innenschaft zu fördern, scheint es uns sinnvoll, darüber nachzudenken, wie solche Räumlichkeiten wieder für die Menschen des Kiezes geöffnet werden können. Solange der „O“-Wohnkomplex (siehe Abbildung 8) an der Ecke Hasenheide / Graefestraße in privater Hand ist, kann der Bezirk da nicht viel machen. Eine Strategie, um Bewohner:innen aus diesem Teil der Siedlung vor weiteren Mieterhöhungen und

der Verdrängungsgefahr zu schützen, wären Prüfungen des Milieuschutzes, beispielsweise indem der Bezirk beauftragt wird, den Erhaltungssatz zu prüfen, um etwaigen Modernisierungen entgegenzuwirken. In diesem Zusammenhang wäre es empfehlenswert, in Zusammenarbeit mit Beratungsinstanzen wie der asum GmbH (die bereits in der Siedlung engagiert war und auch seitens der öffentlichen Verwaltung finanziert wird), Strategien zu entwickeln, um Mieter:innen der WDS noch effektiver zu schützen und unterstützen.

Nicht nur bei den privaten, sondern auch bei den landeseigenen Wohnungsgesellschaften können ökonomische Kriterien dominieren und dazu führen, dass Serviceleistungen für Anwohner:innen abnehmen. Das stellte nicht nur der Berliner Mieterverein fest,³³ sondern auch viele Bewohner:innen in Interviews und bei Stammtischdiskussionen im Dütti-Treff. Um die persönlichen Verwirklichungschancen zu stärken, ist die Erhaltung bzw. Wiederherstellung von Servicestrukturen notwendig, an die viele über lange Zeit gewohnt waren: In der Vergangenheit reichte ein kurzes Durchklingeln beim Vermieter oder Hausmeister aus, um bei Bedarf eine größere Wohnung innerhalb der Siedlung zu bekommen. Zudem war die Servicestruktur der Hausverwaltung nicht durchdigitalisiert, sodass lokale Ansprechpartner wie der Hausmeister schnell persönlich vorbeikamen:

„Die Hausmeister in der Form, wie wir sie damals kannten oder wie wir sie gewohnt waren, [gibt es] nicht mehr. Der [Hausmeister Name] war damals so ein Goldschatz, den hast du getroffen, hast du gesagt: ‚Hier, meine Toilette tropft.‘ Dann ist er gekommen, zack, zack, zack, hat er das gemacht. Einfach so. Das war so eine Menschlichkeit. Das war miteinander. Und das ist alles weg, weg.“ (Natalie)

Eine solche Rückkehr zum Gewohntten würde die spezifischen Bedarfe der Bewohner:innen-Struktur wieder stärker adressieren, etwa durch Rücksichtnahme auf starke und relativ große Familienbeziehungen, nicht zuletzt bei Wohnungsvergabeverfahren.

Ein zentrales Ziel von landeseigenen Wohnungsunternehmen ist es, bezahlbare Mieten in der Stadt zu gewährleisten. Dies nachhaltig zu sichern wird durch die aktuelle Berliner Politik herausgefordert, denn „die aktuelle Kooperationsvereinbarung des CDU/SPD-Senats eröffnet den Unternehmen im Rahmen der gesetzlichen Regelungen weitgehende Freiheiten für Mieterhöhungen“ (Holm et al. 2024: 11).³⁴ Ein versicherter Schutz von weiteren Mietkostensteigerungen ist demnach nicht garantiert und die damit einhergehende Verdrängungsgefahr, auch

³³<https://www.berliner-mieterverein.de/magazin/online/mm1021/soziale-wohnungsversorgung-wo-die-staedtischen-unternehmen-besser-werden-muessen-102114.htm>

³⁴Lediglich im Einzelfall werden sie durch ein Leistbarkeitsversprechen begrenzt: „Bei Einhaltung von Einkommens- und Wohnflächenengrenzen durch die Mieter*innen soll die Nettokaltmiete

Wiener Wohnen als ein seltenes Musterbeispiel des sozialen Wohnens im heutigen Europa

Die Unternehmung Stadt Wien – Wiener Wohnen verfolgt sozial geprägte Zweckbestimmung, welche modernen Standard und zentrale Versorgungsziele wie Mietwohnungen für einkommenschwächere, wohnungsbedürftige Personen und Familien verbinden. Um eine Bestandssicherung zu gewährleisten, wird neben Instandhaltungs- und Sanierungsarbeiten der Ausbau der kommunalen Bestände selbst gefördert, wobei ein Bewirtschaftungsgrundsatz verfolgt wird, bei dem die Aufwände durch die Erträge langfristig gedeckt sind. Die Leistbarkeitskriterien bezüglich der Mietkosten orientieren sich an einem Maximum von 30 Prozent der Einkommen, wodurch die durchschnittliche Miete (ohne Betriebskosten) von Wiener Wohnen deutlich unter den Durchschnittsmieten im privaten Mietwohnungssektor in Wien liegen. Zudem sieht sich Wiener Wohnen verpflichtet, gerade Zielgruppen mit besonderen Bedarfen, wie junge oder alte Wiener:innen, Haushalte mit sehr geringen Einkommen sowie Menschen mit körperlichen Einschränkungen zu kostengünstigen Wohnungen mit einer vertraglichen Sicherheit zu verhelfen: „Im Rahmen der ‚sozialen Wohnungsvergabe‘ werden jedes Jahr 1.100 bis 1.500 Wohnungen (ca. 10 Prozent aller Vermietungen) an Menschen vergeben, die aufgrund ihrer persönlichen Situation auf dem privaten Wohnungsmarkt nur wenig Aussicht auf einen Mietvertrag haben. Vor allem im Gegensatz zum privaten Mietwohnungssektor in Wien schließt Wiener Wohnen ausschließlich unbefristete Mietverträge ab, verlangt keine Kauttionen oder Gebühren und setzt auf stabile Wohnverhältnisse mit einer großen Vertragssicherheit“ (Holm et al. 2024: 13 f.).

wenn die Mietsituation in der WDS insgesamt entspannter ist als im näheren Kreuzberger Umfeld. Durch eine engere Kooperation zwischen WBM und Bezirk – was eine gängige Praxis bei der Arbeit landeseigener Wohnungsunternehmen ist (Holm et al. 2024) – könnten spezifische Bedarfe der Bewohner:innenschaft stärker berücksichtigt und weitere Strategien überlegt werden, um den bezahlbaren Wohnstandort Werner-Düttmann-Siedlung nachhaltig zu ermöglichen. In diesem Zusammenhang lohnt ein Blick nach Wien, wo soziales Wohnen besonders gut funktioniert.

Zudem wäre es hinsichtlich der Ressourcenfrage für die Bewohner:innen besser, wenn die Siedlung nur einen Ansprechpartner hätte, das heißt, nur unter einer wohnungswirtschaftlichen Einheit verwaltet wäre, und zwar einer, die gemein-

bei den LWU die Grenze von 27 Prozent des Haushaltseinkommens nicht überschreiten“ (Holm et al. 2024: 11).

nützig arbeitet. Das ist unsere Empfehlung.³⁵ Auf der Grundlage könnte dann ein neues Format für einen Bewohner:innen-Rat, der für alle Wohneinheiten in der Siedlung repräsentativ ist, herausgearbeitet werden. Ein wichtiges Ziel sollte dabei sein, einen Rat zu installieren, der nicht nur die Heterogenität der Nachbarschaft abbildet, sondern insbesondere auch weite(re) Teile der Bewohner:innenschaft inkludiert und anspricht, die wenig Ressourcen haben, aber bislang keinen Kontakt zu Einrichtungen wie dem Dütti-Treff und gemeinschaftsorientierten Austauschrunden wie dem dortigen Stammtisch hatten. Es geht in diesem Zusammenhang primär um Bewohner:innen, die die meiste Zeit in der Nachbarschaft verbringen und die niedrigsten Mobilitätsraten haben. Oftmals sind dies migrantische Frauen, ältere Frauen und Männer sowie Frauen mit kleinen Kindern.

Förderung des nachbarschaftlichen Zusammenhalts durch eine dauerhafte soziale und gesundheitsfördernde Infrastruktur

„Die Bewältigung der miteinander verknüpften Herausforderungen von Armut und Gesundheit beginnt mit der Erkenntnis, dass es nicht gut ist, die medizinischen Probleme der Patienten einfach isoliert zu behandeln. Um die Spirale der Benachteiligung zu durchbrechen, müssen die zugrunde liegenden sozialen Determinanten der Gesundheit angegangen werden – seien es schlechte Wohnverhältnisse, mangelnde allgemeine und berufliche Bildung oder unzureichende Informationen über soziale Dienste.“ (Cordeiro 2021, Übers. d. A.)

Der integrale Ansatz, den Cordeiro hier formuliert, macht klar, dass die Brücken-Konditionen und mentale und körperliche Gesundheit zusammenhängen – und darauf lässt sich schwierig auf Bezirksebene Einfluss nehmen. Zu sozialen Determinanten der Gesundheit gehören aber auch der soziale Zusammenhalt und ein *Match* zwischen Bedarfen an Zugang zu Ressourcen, die Gesundheit fördern, der Zugänglichkeit zu Angeboten und institutionellem Vertrauen.

Da gewohnte lokale Ressourcen und Möglichkeitsstrukturen im Bereich des Wohnens zunehmend für die Menschen wegbrechen, scheint die Rolle der familiären Unterstützung noch dringlicher geworden zu sein, was jedoch eine große Herausforderung und eine erhöhte Belastung für Familien bedeutet (beengte Wohnverhältnisse, kaum Zeit für Elternabende, Schulden bei Angehörigen). Deswegen erscheint es wesentlich, die sozialen Einrichtungen wie den Dütti-Treff mit ihren bestehenden Projekten dauerhaft zu installieren, das heißt aus einer finanziellen

³⁵Eine Auflistung der Vorteile aus Mieter:innen-Perspektive durch öffentlichen Wohnungsverwaltung im Vergleich zum privaten wurden in der Berliner Stadtforschung detailliert analysiert (siehe Bernt / Holm 2023; Holm et al. 2024).

Sicht zu entfristen. Beispielhaft dafür steht das Graefe-Girls-Projekt, das gerade für junge Frauen aus der WDS eine große Ressource darstellt. Welche Risiken Projektpausen aufgrund von befristeter Finanzierung, verursachen, verdeutlicht folgende Aussage einer Projektbeteiligten:

„Es ist nur, dass wir für ein Jahr finanziert werden und dann nicht wissen, was im nächsten Jahr passieren wird. Das heißt, es gibt ehrenamtliche Arbeit, [...] viel ehrenamtliche Arbeit, und die Beziehung geht kaputt zur aktuellen Gruppendynamik, sie geht verloren [...]. Und das ist eine der schlimmsten Sachen in meiner Arbeit, das raubt auch echt Energie, weil es ist sehr intensive Beziehungsarbeit zu den Mädels [...], und wenn es mit der Finanzierung nicht klappt dann, ist es halt richtig scheiße auf gut Deutsch gesagt.“ (Celia)

Auch bei der Jubiläumsfeier der Graefe-Girls kam es zu einem Austausch zwischen den jungen Frauen, Sozialarbeiter:innen und Bezirksvertreter:innen, bei dem offen über den Bedarf an finanzieller Sicherheit debattiert wurde (Feldnotiz 09/2023). Wir können dem Senat und Bezirk daher nur nahelegen, bei zukünftigen Budgetverhandlungen diese Erfahrungswerte zu berücksichtigen.

Grundsätzlich wünschen sich die Menschen aus der WDS mehr Möglichkeiten für Begegnungen. Auch bessere Freizeitgestaltungen für Jugendliche wurden genannt – etwas, das wir bereits 2018 festgestellt hatten (Blokland / Šerbedžija 2018: 46 ff.).

Um näher an den Menschen zu kommen, braucht es eine Strategie, die ihrer domestic logic näherkommt und nicht nur „Komm-Strukturen“ verlangt, die bei bestimmten Unterstützungsangelegenheiten auch unangenehm sein können (niemand ist gerne vom Amt abhängig und möchte vielleicht nicht in Einrichtungen wie dem Dütti-Treff, die wie eine Art Schaufenster sind, im Kontext von Anspruch von Hilfe / Sozialleistungen gesehen werden). Das soziale Care-Blocks-Projekt aus Bogotá, Kolumbien wirkt mit seinem Ansatz von Gleichzeitigkeit unterstützend, entlastend und inter-generationell zugleich (Abbildung 9).

Der Punkt ist die Gleichzeitigkeit – es findet gleichzeitig statt – und die Verringerung der Fürsorgebelastung, die wir zuerst (!) als eine Belastung für Frauen erkennen müssen. Die Idee ist, dass sie nicht hingehen und etwas Schönes und Soziales zusätzlich zu all ihren Care-Aufgaben machen, sondern dass ein Teil der Fürsorgearbeit übernommen wird, während sie sich um sich selbst kümmern: keine Sprachkurse ohne Tagesbetreuung, keine Altenpflege zur gleichen Zeit, Waschsalons für alle – Warum sollte jeder seinen eigenen brauchen? – und die Zeit, in der die Wäsche gewaschen wird, gemeinsam nutzen, indem man etwas tut, um etwas zu lernen.

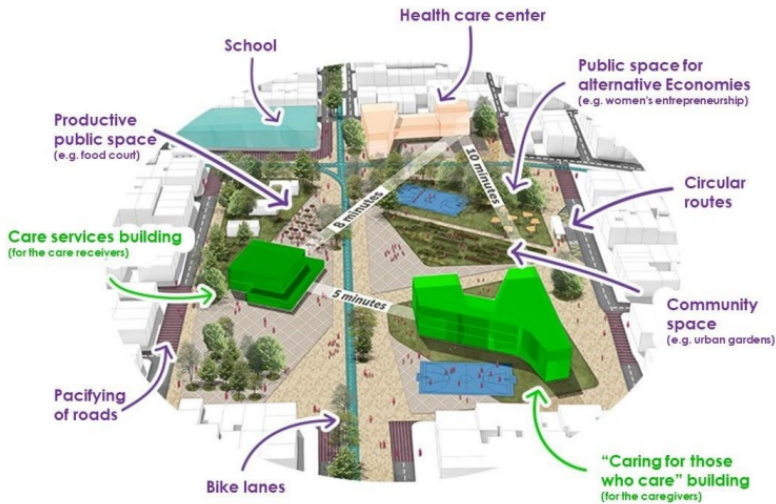


Abbildung 9: Care-Blocks in Bogotá

(Quelle: www.manzanasdelcuidado.gov.co)

Care-Blocks (Bogotá)

„Das innovative Organisationskonzept von Care-Blocks bietet gleichzeitig kostenlose professionelle Fürsorge (Care) für diejenigen, die sie benötigen – Kinder, ältere Menschen und Menschen mit Behinderungen – sowie Bildungs-, Gesundheits- und Einkommensdienste für die Pflegekräfte, die dadurch Zeit gewinnen. Die Care-Blocks bieten Frauen berufliche und schulische Ausbildung, psychologische und rechtliche Beratung, Bewegungs- und Tanzkurse, Fahrrad- und Schwimmunterricht sowie einen kostenlosen Wäscheservice, während sie sich gleichzeitig um ihre Pflegebedürftigen kümmern. Auf diese Weise werden Zugangsbarrieren, die durch Betreuungspflichten entstehen, beseitigt. Das ist der Schlüssel. Ergänzend dazu können Männer unter dem Motto ‚Wir können alle lernen fürsorglich zu sein‘ an der ‚Care-Schule für Männer‘ teilnehmen, wo sie unter anderem kochen, Wäsche waschen, bügeln oder ein Baby mit der Flasche füttern lernen. Die Veränderung der Kultur und der Geschlechterstereotypen im Bereich der Fürsorge ist für die Verwirklichung der 3R unerlässlich. Während zum Beispiel eine Betreuerin an einem Programm teilnimmt, um die Schule abzuschließen oder den Umgang mit dem Computer zu erlernen, kann ihr Enkelkind an spielerischen Aktivitäten und ihr behinderter Sohn an körperlichen Aktivitäten teilnehmen.“ (Hernández 2023, Übers. d. A.)

Die Gesundheit spielt hier eine zentrale Rolle. In der Problemanalyse wurde immer wieder deutlich, wie unterschiedlichste Faktoren die Gesundheit der Menschen beeinträchtigen. Historisch gewachsene strukturelle Benachteiligung, weltpolitische Einflüsse sowie Barrieren, die individuelle und kollektive Verwirklichungschancen einschränken – all diese Faktoren wirken sich negativ auf das seelische Wohlbefinden und die Gesundheit der Betroffenen aus. Körperliche wie seelische chronische Erkrankungen können die Folge sein. Gerade vor dem Hintergrund der beschriebenen Herausforderungen im Gesundheitswesen in Bezug auf Terminvergaben oder Unzugänglichkeiten in Arztpraxen braucht die WDS eine Stärkung des öffentlichen Gesundheitsdienstes auf Bezirksebene, etwa durch eine gezielte Förderung von Mehrsprachigkeit und niedrigschwelligen Angeboten in der Gesundheitsversorgung. Aus der psychologischen Forschung ist bekannt, dass Menschen mit Migrationsbiografien in regulären Angeboten wenig Anerkennung für ihre Herausforderungen und Belastungen finden (Machleidt et al. 2018). Um dieser Problematik zu begegnen, ist eine stärkere interkulturelle Öffnung dieser Angebote von großer Bedeutung. Gesundheit muss ganzheitlich gedacht werden und es braucht ein umfassendes Verständnis für die Belastungen von außen, mit denen die Anwohner:innen der WDS konfrontiert sind. Um diesem Ziel gerecht zu werden, müssen Akteure aus dem Versorgungsbereich, der Verwaltung sowie von sozialen Trägern eingebunden werden. Durch die teils ausgeprägten Vertrauensbeziehungen bei den lokalen sozialen Einrichtungen gibt es bereits Potenziale auf der institutionellen Ebene, die bestehende Infrastruktur zu verstetigen und auszubauen und somit einen Fokus auf körperliche und seelische Gesundheit der Menschen aus der WDS zu legen.

Passgenauere Angebote für Kinder und Jugendliche und ihre Bildungsförderung

Auch wenn es schon unterstützende Angebote für Kinder und Jugendlichen über Einrichtungen wie das Familienzentrum, Graefe-Kids und Drehpunkt gibt, ist es ausbaufähig. In Berlin ist das Cabuwazi-Zirkus-Projekt seit über 30 Jahren sehr erfolgreich. Es fördert Vertrauensaktivitäten und Mischung, ist niedrigschwellig und pädagogisch hochwertig zugleich und die Einbindungsmöglichkeiten sind relativ groß.

Aus den Expert:innengesprächen mit dem Grundschulpersonal lernten wir, dass auch sie die Stärkung niedrigschwelliger Angebote als nützlich ansehen, um Eltern- und Schüler:innenschaft aus der WDS besser zu erreichen und um eine bessere soziale Durchmischung im Schulkontext zu realisieren. So könnte man überlegen, nahe des Werner-Düttmann-Platzes anstatt einer mobilen Polizeiwache ein Zirkuszelt aufzustellen und die Schule in das Projekt (zum Beispiel in Zusammen-

Berliner Kinderzirkus Cabuwazi

Mit seiner 30-jährigen Erfahrung förderte der Cabuwazi-Zirkus an sechs Standorten in Berlin bislang mehr als 12000 Kinder und Jugendliche in ihrer persönlichen Entwicklung über diverse pädagogische Formate, von Nachmittagstraining über Schul- und Ferienprojektwochen bis hin zu Shows und Weiterbildungen. Die Akteure fassen ihren Auftrag wie folgt zusammen: „Cabuwazi – dein Zirkus zum Mitmachen stärkt Kinder und Jugendliche und macht Berlin bunt! Nach diesem Leitsatz wollen wir Cabuwazi als attraktive Orte der kulturellen Bildung, der sozialen Inklusion und ganzheitlichen Gesundheitsförderung gestalten. Mit unseren Angeboten möchten wir einen Begegnungsraum für alle Kinder und Jugendlichen verwirklichen, junge Menschen in ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung stärken und Impulse für eine langfristig gesunde Lebensführung geben. Ausgangs- und Fixpunkt unseres Wirkens sollen dabei immer die Interessen und Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen selbst sein.“³⁶

arbeit mit lokalen Einrichtungen und Cabuwazi) einzubinden, anlehnend an ihre bereits identifizierte offene Haltung, Präsenz in der WDS zu zeigen. Auch die Förderung von Nachhilfeangeboten wünschen sich Bewohner:innen – das betonen sowohl Eltern als auch junger Bewohnerinnen, die es aus eigener Erfahrung wissen:

„Nachhilfeangebote sind für mich damals als Kind schon wichtig gewesen und sind immer noch total wichtig. Und ich weiß, dass die Bildungsoase, dass die dann, ich glaube nach einem Jahr, wenn nicht mal ein Jahr sogar, insolvent gegangen ist. Und ich finde, Nachhilfeangebote sind total wichtig und hier auch Mangelware, obwohl es ein sehr kinderreicher Ort ist.“ (Saleya)

Wie in Abschnitt 5.2 betont, ist in diesem Zusammenhang die interinstitutionelle Kommunikation verbesserungsbedürftig. Das muss nicht unbedingt mehr Netzwerktreffen für die ohnehin stark ausgelasteten Fachkräfte aus dem Bildungsbereich bedeuten, sondern ein effizienterer Informationsfluss, zum Beispiel bezüglich des Bildungs- und Teilhabepakets (BuT). Obwohl Friedrichshain-Kreuzberg berlinweit die höchste Quote bei der Nutzung der BuT-Leistungen aufweist, sieht die Jobcenter-Beschäftigte weiterhin Potenzial nach oben. Vor allem, weil viele Familien ihren Anspruch noch nicht kennen. Das Jobcenter ist daher aktiv im Sozialraum unterwegs, etwa bei Kiezfesten oder in Einrichtungen der Siedlung, um Informationen gezielt dorthin zu bringen, wo die Menschen sind. Generell könnten bildungsbezogene Behörden und Einrichtungen überlegen, in diesem Zusam-

³⁶Quelle: <https://cabuwazi.de/ueber-uns/>

menhang Tools (noch) stärker zu bedienen, welche gerade die junge Klientel noch besser erreichen, beispielsweise durch mehr Präsenz über (teilweise schon bestehende) Social-Media-Kanäle. Es könnte durchaus sein, dass man mit Kurzvideos junge Anwohner:innen besser erreicht als über Flyer und Visitenkarten (letzte Tools haben im Übrigen auch bei unserem Forschungsteam bei der Suche nach Interviewpersonen weniger gebracht als erhofft).

Es ist oft von „Bildungsferne“ die Rede, wenn man von der Bewohner:innenschaft aus der Werner- Düttmann-Siedlung spricht, aber niemand dort denkt, dass Bildung nicht wichtig sei. Man würde gut daran tun, diesen Begriff nicht mehr in der Mund zu nehmen, da er konzeptuell fragwürdig ist und empirisch nicht sinnvoll. Vielmehr sind es verschiedene Barrieren wie Kommunikationsbarrieren, die Eltern daran hindern, ihre Belange einzubringen oder die Netzwerke zu erschließen, wo das implizite Wissen, das für Bildungserfolg in Deutschland notwendig ist, liegt. Es ist kaum durchschaubar, welche besonderen Anforderungen die Prüfungsformen im deutschen Unterrichtssystem zum Beispiel verlangen. Die Informationen, die von Seiten der Senatsverwaltung zur Verfügung gestellt werden, sind komplex, wie etwa das System der Fächerwahl.

In der Abiturphase sind wichtige Formalitäten nur schwer durchschaubar, wenn man dabei nicht sehr genau und persönlich beraten wird. Die Idee der Selbstständigkeit und der persönlichen Verantwortung wird da so weit durchgeführt, dass Eltern kaum Möglichkeiten haben mitzubekommen, was mit ihren Kindern in der Schule passiert, wenn ihre Kinder es ihnen nicht freiwillig und ehrlich erzählen. Alle kennen derartige Geschichten: Eine Jugendliche tritt nicht zur Abiturprüfung an, da sie zu viele Stunde gefehlt hat, aber nicht mehr lehrpflichtig ist und in einem Alter, wo die Schule nicht mehr die Eltern direkt informiert, und zwei Jahre später fährt sie nach zwei abgebrochenen Ausbildungen immer noch Pizza aus. Diese ganzen Anwesenheitsvorgaben für Prüfungen sind zumindest fragwürdig. Es ergibt keinen Sinn: Wie viel besser wäre es, wenn wir Eltern als Ressourcen von Jugendlichen sehen würden und mehr mitnehmen würden. Diese Ressource kann den Jugendlichen nur zur Verfügung stehen, wenn Eltern genau wissen, in welchen Kontext Jugendliche sich durch den (Schul-)Alltag schlagen. Aber in der Oberstufe verschwindet der Elternbrief und Eltern werden nicht mehr über wichtige Schritte informiert. Die Hilfestrukturen für Eltern sind auf die Kleinkinder ausgerichtet, und es ist nicht wirklich verständlich, warum das Familienzentrum die Familien nicht mehr unterstützten sollte, sobald die Grundschulphase vorbei ist. Sind wir denn alle plötzlich keine Familie mehr? Die Idee „it takes a village to raise a child“ hört nicht auf, wenn die Kinder 12 sind, aber die Unterstützungsstrukturen für Familien schwinden, und irgendwie passt das alles so gar nicht zusammen. Der Wunsch nach einer besseren Unterstützung im Bildungsbereich wurde von Eltern geäußert, wobei es auch darum geht, teils bestehende Angebote

passgenauer zu gestalten (wie etwa die Lernhilfe) oder nachhaltig zu fördern. Beispielhaft dafür steht das Graefe-Girls-Projekt, das für die teilnehmenden jungen Frauen eine große Ressource darstellt (im Sinne von kulturellem und sozialem Kapital), wie in mehreren Interviews betont wurde sowie bei der stark besuchten Jubiläumsfeier zum zehnjährigen Bestehen zur Geltung kam.

Es wäre auch durchaus sinnvoll, einen größeren Fokus auf Familien im Kontext der Jugendarbeit zu richten, schließlich sind es oft die Familien, die gemeinsame Entscheidungen treffen. Daher ist es wichtig, dass Familien unterstützt werden. Jugendliche haben große Schwierigkeiten und wollen ihre Eltern nicht belasten: Diese Rhetorik der Eigenverantwortlichkeit – siehe dazu auch unsere Jugendstudie (Blokland / Šerbedžija 2018) – steht im scharfen Kontrast zu den Erziehungs-idealen in der Grundschule. Erst wird erwartet, dass Eltern immer mit ihren Kindern beschäftigt sind, und sobald sie dann irgendwelche organisatorischen Grenzen überschritten haben und in eine andere Institution kommen (Oberschule), wird so getan, als gäbe es die Eltern und Geschwister gar nicht und als ob die Erziehung beendet ist.

Zum Kindergeld ließe sich auch kritisch was sagen: Statt des Ansatzes, dass es gestrichen wird, wenn man „nichts“ macht, wäre es zielgerichteter, die Idee zu fördern, dass man es bekommt, wenn man sich sinnvoll für die Gesellschaft einsetzt. Es wäre das Gleiche, aber anders motiviert. In Brasilien gibt es beispielsweise folgende „Werbung“ in diesem Zusammenhang: „Geh in die Schule und du bekommst Geld und eine Transportkarte, da es uns wichtig ist, dass du an unserer Gesellschaft teilhaben kannst, und deine Teilhabe besteht darin, dass du dich bildest!“

Familienkonflikte deeskalieren: Gewaltfreies Kommunikationstraining?

Konflikte zwischen Familien werden manchmal größer, als die Beteiligten es wollen, und übertragen sich in den öffentlichen Raum, wo sie dann von anderen wahrgenommen werden. Es scheint uns deshalb wichtig, dass Familien langfristig unterstützt werden, diese Konflikte gewaltfrei auszutragen. Die Polizei ist nicht dafür da, diese Schlichtungsrolle effektiv und effizient einzunehmen, und es sind oftmals andere Anwohner:innen, die die Polizei anrufen. Konflikte an sich sind unvermeidbar, auch zwischen Familien. Aber nicht nur die „Institution Familie“ ist hier wichtig, sondern auch

„die Art des Konfliktgegenstands [...]. Geht es um unteilbare Konfliktgegenstände, etwa bei Werte- und Identitätskonflikten, sind die Gefahren für die Anwendung von Gewalt im Konfliktaustrag größer

6 Fazit und Empfehlungen

als bei Mittel- und Interessenkonflikten, bei denen Kompromiss, Verständnis und Ausgleich möglich sind“ (Wellner / Kirschner 2005: 15).

Die Expert:innen für dieses Thema sind sich einig, dass es unterschiedliche Instrumente und Möglichkeiten der gewaltfreien Bearbeitung von Konflikten gibt, die

„auf verschiedenen Eskalationsstufen [sehr unterschiedlich sein können und] mit zunehmender Eskalation verringern sich die Handlungsoptionen der Konfliktparteien und ein einmal erreichtes Gewaltniveau ist schwer wieder zu verlassen (Glasl 2004: 234). Ebenso verändern sich mit der Eskalation eines Konflikts die Interventionsmöglichkeiten für ‚dritte Parteien‘, indem die Erfolgsaussichten ziviler Interventionen sinken (Glasl 2004: 396 f.). Damit wird die Notwendigkeit unterstrichen, Eskalationsprozessen vorzubeugen“ (Wellner / Kirschner 2005:15).

Die Überlegung ist, dass die Stadt seine Bürger:innen unterstützt, ihre Konflikte so zu lösen, dass niemand zu Schaden kommt. Schließlich handelt es sich um unsere Bürger:innen, und manche haben mit Gewalt mehr Probleme als andere. Auch wenn das oft Konflikte der Zivilgesellschaft sind und den Staat an sich nichts angehen, ist in dem Moment, wenn Konflikte auch für andere eine Belastung werden oder Kinder nicht gewaltfrei aufwachsen können, der Punkt erreicht, an dem man sich als Staat der Fürsorge vielleicht fragen kann, wie man seine Bürger:innen besser befähigen kann, ihre Konflikte ohne solche Belastungen zu lösen. Es gibt keinen Grund, warum man diese Konflikte nicht ernst nehmen soll. Es tut nichts zur Sache, ob sie vom Ausland hineingetragen sind oder nicht. So oder so: Jetzt sind sie hier. Sie zu ignorieren oder sie zu stigmatisieren oder sie mit irgendwelchen Männlichkeitsbildern – etwa im Sinne marginalisierender Fremdzuschreibungen über Konstruktionen „fremder Männlichkeit“ (Scheibelhofer 2018) – zu verbinden, ergibt nur wenig Sinn. Damit sich keine großen Konflikte mehr in der Siedlung aufbauen, sollten ganze Familien involviert und unterstützt werden, an einen gemeinsamen Tisch zu kommen und „Friedensabkommen“ zu schließen, die auch auf Dauer standhalten können, genauso, wie andere gewalttätige Organisationen in anderen Ländern das versuchen, mit gemischtem Erfolg (siehe Pearce 2007 für den lateinamerikanischen Kontext). Es muss nicht erst zum wirklichen Krieg kommen, bevor man damit anfangen kann, und mit den zunehmenden Möglichkeiten der Bewaffnung macht es nur Sinn, damit jetzt anzufangen:

Das gemeinsame Einrichten einer Community ohne Waffen, Messer etc., wo die Menschen sich darauf einigen, dass ihre Siedlung gewaltfrei wird, egal was im Rest der Gesellschaft passiert, wäre doch auch ein schöner Schritt. Darüber hinaus: Tatort ist nicht immer gleich Wohnort, und Gewalt muss gar nicht unbedingt in der

Siedlung stattfinden. Die Narrative der Gewalt werden von bestimmten Akteuren vielleicht auch sehr großgeschrieben, und die Polizei ist auch oft vor Ort, da andere „schockiert“ sind und anrufen. Es wäre gut, nochmal genau zu schauen, was eigentlich über Gewalt wie oft und wie genau erzählt wird und wie viel eher so gehört, aber nie gesehen worden ist. Konkret könnte es auch bedeuten, den beteiligten Familien das Angebot einer gewaltfreien Kommunikationsstrategie anzubieten, bei Konflikten mit Eskalationspotenzial Mediation und Konflikttraining aufzuerlegen (und das womöglich auch rechtlich zu verankern).

Ein Appell an die Politik: Ein gesünderes und inklusiveres Klima in Berlin schaffen

Menschen aus der Werner-Düttmann-Siedlung (und aus vielen ähnlichen Quartieren anderswo) brauchen einen Wandel. Es braucht ein Umdenken bei der Versorgung für das ökonomische Überleben (etwa beim Bürgergeld), weg von einer Vermittlung, dass die Menschen eine Last für die Gesellschaft sind, hin zu einem integrativen Ansatz, der jeden mit seinem eigenen Beitrag zu der Welt, die wir teilen, willkommen heißt: Was möchten Sie zu dieser Welt, die Sie willkommen heißt, beitragen, und wie können wir Ihnen als staatliche Vertreter und die linke Hand des Staates helfen, diesen Beitrag zu unserer Gemeinschaft zu leisten? Was würden Sie brauchen, damit Ihr Beitrag zustande kommt?

Diese Einstellung zur Gemeinschaft kann ein Gefühl der öffentlichen Verantwortung und der Aktivierung beinhalten, aber es ist schwer, dies ohne einen klaren inklusiven Ansatz – dass wir alle Berlinerinnen und Berliner sind – in Gang zu bringen. Es erfordert, dass die Stadt den Schmerz seiner Einwohner:innen anerkennt, insbesondere den Schmerz derjenigen, die mit dem Verlust von Gemeinschaft, Lebensunterhalt und Familie oder Verwandtschaft durch Kriege zu kämpfen haben. Mit dem Ton der aktuellen Debatte der Ausgrenzung gehen wir in die entgegengesetzte Richtung. Die Bewohner:innen der WDS erfahren nicht, dass sie gesehen werden.

Literaturverzeichnis

- Bernt, Matthias / Holm, Andrej (2023): Vergesellschaftung senkt die Miete: Kurzstudie zu den sozialen Effekten einer möglichen Vergesellschaftung von Wohnungen in Berlin. Berlin: Rosa-Luxemburg- Stiftung.
- Blokland, Talja (2003): *Urban bonds*. Cambridge: Polity Press.
- Blokland, Talja (2008): Facing violence: Everyday risks in an American housing project. In: *Sociology* 42/4, 601–617.
- Blokland, Talja (2021): *Leben zwischen Dreck und Drogen. Sicherheitsempfinden am Kottbusser Tor*, Berlin. Berlin: Logos.
- Blokland, Talja (2024a): *Gemeinschaft als urbane Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Blokland, Talja (2024b): Mothering, habitus and habitat: The role of mothering as moral geography for the inequality impasse in urban education. In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 115/2, 206-220.
- Blokland, Talja (i. E.): From Designing Community to Creating Withdrawal: Revisiting the difference between potential and effective environment in 'social design'. In: *City*.
- Blokland, Talja / Giustozzi, Carlotta / Krüger, Daniela / Schilling, Hannah (2016): Introduction: Creating the Unequal City. In: Talja Blokland / Carlotta Giustozzi / Daniela Krüger / Hannah Schilling (Hg.), *Creating the unequal city. The exclusionary consequences of everyday routines in Berlin*. London / New York: Routledge, 1–28.
- Blokland, Talja / Noordhoff, Floris (2008): The weakness of weak ties: Social capital to get ahead among the urban poor in Rotterdam and Amsterdam. In: Talja Blokland / Mike Savage (Hg.), *Networked urbanism: Social capital in the City*. Aldershot: Ashgate, 85–104.
- Blokland, Talja / Šerbedžija, Vojin (2018): *Gewohnt ist nicht normal. Jugendalltag in zwei Kreuzberger Kiezen*. Berlin: Logos.
- Blokland, Talja / Schilling, Hannah / Margies, Nina (i.E.): Between institutional and domestic logics: Symbolic capital in community development in a disadvantaged neighbourhood in Berlin, Germany. In: *Sociology*.
- Blokland, Talja / van Eijk, Gwen (2010): Do people who like diversity practice diversity in neighbourhood life? Neighbourhood use and the social networks of 'diversity-seekers' in a mixed neighbourhood in the Netherlands. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 36/2, 313–332.

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches kapital, soziales Kapital, kulturelles Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten, soziale Welt. Sonderband 2. Göttingen*: Schwarz, 183–198.
- Box, Steven / Hale, Chris / Andrews, Glen (1988): Explaining fear of crime. In: *The British Journal of Criminology* 28/3, 340–356.
- Butler, Tim / Lees, Loretta (2006): Super-gentrification in Barnsbury, London: Globalization and gentrifying global elites at the neighbourhood level. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 31/4, 467–487.
- Cheshire, Paul (2009): Policies for mixed communities. Faith-based displacement activity? In: *International Regional Science Review* 32/3, 343–375.
- Connolly, Paul / Healy, Julie (2004): Symbolic violence, locality and social class: the educational and career aspirations of 10–11-year-old boys in Belfast. In: *Pedagogy, Culture & Society* 12/1, 15–33.
- Cook, Timothy E. / Gronke, Paul (2005): The skeptical American: Revisiting the meanings of trust in government and confidence in institutions. In: *The Journal of Politics* 67/3, 784–803.
- Cordeiro, Vera R. (2021): This is how one cycle of poverty and ill health is being broken in Brazil. In: *World Economic Forum*. <https://www.weforum.org/stories/2021/03/the-cycle-of-poverty-and-ill-health-is-vicious-but-it-can-be-broken/> (letzter Zugriff am 18.03.2025).
- Curley, Alexandra M. (2008): A new place, a new network? Social capital effects of residential relocation for poor women. In: Talja Blokland / Mike Savage (Hg.), *Networked urbanism: Social capital in the City*. Aldershot: Ashgate, 85–104.
- Curley, Alexandra M. (2010): Relocating the poor: Social capital and neighborhood resources. In: *Journal of Urban Affairs* Volume 32/1, 79–103.
- DeLuca, Stefanie / Rosen, Eva (2022): Housing insecurity among the poor today. In: *Annual Review of Sociology* 48(1), 343–371.
- El-Kayed, Nihad / Keskinlikç, Leoni J. / Šerbedžija, Vojin / Wiegand, Anna (2023): Bewohner*innenschaft und Migration – Ankommensprozesse von Geflüchteten in ostdeutschen Großwohnsiedlungen. Working Paper 3. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin. <https://doi.org/10.18452/27942>
- Elliott-Cooper, A., Hubbard, P., & Lees, L. (2020). Moving beyond Marcuse: Gentrification, displacement and the violence of un-homing. In: *Progress in human geography*, 44(3), 492–509.
- Evans, Megan / Lee, Barrett A. (2020): Neighborhood reputations as symbolic and stratifying mechanisms in the urban hierarchy. In: *Sociology compass* 14/10, 1–15.
- Fellin, Phillip / Litwak, Eugene (1968): The neighborhood in urban American society. In: *Social Work* 13/3, 72–80.

- Fischer, Claude S. (1982): *To dwell among friends: Personal networks in town and city*. Chicago: University of Chicago Press.
- Fritz, Daniel (2022): *Unterstützung in Nachbarschaftsorganisationen. Professionelle & Alltagslogiken*. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin (unveröffentlichte Masterarbeit).
- Gans, Herbert J. (1991): *People, plans, and policies: Essays on poverty, racism, and other national urban problems*. New York: Columbia University Press.
- Gans, Herbert J. (2013): *Urbanism and suburbanism as ways of life: A re-evaluation of definitions*. In: Arnold M. Rose (Hg.), *Human behavior and social processes*. London: Routledge, 625–648.
- Genz, Carolin / Helbrecht, Ilse (2023): *Negotiations of urban ontological security: the impact of housing insecurity on being-in-the-City*. In: *Housing, Theory and Society* 40/1, 22–41.
- Giustozzi, Carlotta / Blokland, Talja / Freitag, Nora (2016): *Secluding: Middle class segregation in schools and neighbourhoods*. In: Talja Blokland / Carlotta Giustozzi / Daniela Krüger / Hannah Schilling (Hg.), *Creating the unequal city. The exclusionary consequences of everyday routines in Berlin*. London / New York: Routledge, 53–70.
- Glasl, Friedrich (2004): *Konfliktmanagement*. Bern: Haupt Verlag.
- Goffman, Erving (1990): *Stigma: Notes on the management of spoiled identity*. London: Penguin.
- Hanuske, Dieter (1995): *Bauen, bauen, bauen! Die Wohnungspolitik in Berlin (West) 1945–1961*. Berlin: Akademie Verlag.
- Harding, Alan / Blokland, Talja (2014): *Urban theory: A critical introduction to power, cities and urbanism in the 21st century*. Los Angeles: Sage.
- Hernández, Claudia L. (2023): *Creating time for caregivers: Care blocks as pathways to social inclusion in Bogotá*. In: OECD / OPSI. <https://oecd-opsi.org/blog/bogota-cares/> (letzter Zugriff am 18.03.2025).
- Hoff, Karla / Sen, Arijit (2005): *Homeownership, community interactions, and segregation*. In: *American Economic Review* 95/4, 1167–1189.
- Holm, Andrej (2009): *Soziale Mischung. Zur Entstehung und Funktion eines Mythos*. In: *Forum Wissenschaft* 26/1, 23–26.
- Holm, Andrej (Hg.) (2021): *Wohnen zwischen Markt, Staat und Gesellschaft: Ein sozialwissenschaftliches Handbuch*. Hamburg: VSA Verlag.
- Holm, Andrej / Gerhardt, Sebastian / Scheller, David / Gastaminza Vacas, Itziar (2024): *Keine Profite mit der Miete: Strategien für eine bestandssichernde, nachhaltige und soziale Bewirtschaftung großer Wohnungsbestände*. 2. Auflage. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.

- Holmes, Hannah (2025): Territorial stigma and rent gap production: The logics of gentrification in Gresham and Middlehaven, Middlesbrough. In: *Antipode* 57/1, 238–258.
- Honneth, Axel (2020): *Recognition: A chapter in the history of European ideas*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Horak, Marin / Blokland, Talja (2012): Neighborhoods and civic practice. In: Peter John / Karen Mossberger / Susan E. Clarke (Hg.), *The Oxford handbook of urban politics*. Oxford: Oxford University Press, 254–272.
- Horgan, Mervyn (2020): Housing stigmatization: A general theory. In: *Social Inclusion* 8/1, 8–19.
- Hyra, Derek / Moulden, Dominic / Weted, Carley / Fullilove, Mindy (2019): A method for making the just city: Housing, gentrification, and health. In: *Housing Policy Debate* 29(3), 421–431.
- Jacobs, Jane M. (1961): *The death and life of great American cities*. New York: Vintage Books.
- Jeursen, Thijs (2023): *The vigilant citizen: Everyday policing and insecurity in Miami*. New York: NYU Press.
- Karakayali, Juliane / zur Nieden, Birgit (2013): Rassismus und Klassen-Raum. Segregation nach Herkunft an Berliner Grundschulen. In: *sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*. Heft 2, 61–78.
- Kaufman, Harold F. (1959): Toward an interactional conception of community. In: *Social Forces* 38, 8–17.
- Kirk, Richard (2024): Legitimising displacement: Academic discourse, territorial stigmatisation and gentrification. In: *Urban Studies* 61/13, 2492–2512.
- Kirkness, Paul (2014): The cités strike back: Restive responses to territorial taint in the French banlieues. In: *Environment and Planning* 46/6, 1281–1296. <https://doi.org/10.1068/a45636>
- Kirkness, Paul / Tijé-Dra, Andreas (2017): *Negative neighbourhood reputation and place attachment*. London: Routledge.
- Klein, Stefan (2023): Mieterhöhungen bis zum Anschlag. In: *Berliner Mieterverein*. <https://www.berliner-mieterverein.de/magazin/online/mm1223/werner-duettmann-siedlung-mieterhoehungen-bis-zum-anschlag-122312b.htm> (letzter Zugriff am 19.09.2024).
- Knauff, Bruce M. (1996): *Genealogies for the present in cultural anthropology*. London: Routledge.
- Krüger, Daniela (2023): ‘It has become normal to call 112’: Classificatory struggles over the increased use of emergency care in Urgency. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.

- Lanz, Stephan (2013): Berlin diversities. The perpetual act of becoming of a true metropolis. In: Matthias Bernt / Britta Grell / Andrej Holm (Hg.), *The Berlin Reader. A compendium on urban change and activism*. Bielefeld: transcript, 207–222.
- Lareau, Anette (2015): Cultural knowledge and social inequality. In: *American Sociological Review* 80/ 1, 1–27.
- Lees, Loretta (2008): Gentrification and social mixing: towards an inclusive urban renaissance? In: *Urban Studies* 45/12, 2449–2470.
- Leviten-Reid, Catherine / Matthew, Rebecca / Wardley, Leslie J. (2020). Sense of community belonging: exploring the impact of housing quality, affordability, and safety among renter households. In: *Journal of Community Practice* 28/1, 18–35.
- Liecke, Falko (2023): Lehren aus der Silvesternacht: Am „Failed State“ Berlin ist etwas Wahres dran. In: *Berliner Zeitung*, 05.01.2023. <https://www.berliner-zeitung.de/mensch-metropole/gastbeitrag-neukoelln-bezirksstadtrat-falko-liecke-cdu-jahreswchsel-high-deck-siedlung-gewalt-jugendliche-gescheiterte-stadt-lehren-aus-der-silvesternacht-am-failed-state-berlin-ist-etwas-wahres-dran-li.304157> (letzter Zugriff am 10.10.2024).
- Lipsky, Michael (1980): *Street-Level Bureaucracy: Dilemmas of the individual in public services*. New York: Russell Sage Foundation.
- Lupi, Tineke / Musterd, Sako (2006): The suburban "community question";. In: *Urban Studies* 43/4, 801–817.
- Machleidt, Wielant / Kluge, Ulrike / Sieberer, Marcel, / Heinz, Adreas (Hg.). (2018): *Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie: Migration und psychische Gesundheit*. München: Elsevier.
- Manso, Bruno P. / Dias, Camila N. (2018): *A guerra: a ascensão do PCC eo mundo do crime no Brasil*. São Paulo: Todavia.
- Manzo, Lynne C. (2016): The experience of displacement on sense of place and well-being. In: John Eyles / Allison Williams (Hg.), *Sense of place, health and quality of life*. London: Routledge, 107–124.
- Maynard-Moody, Steven / Musheno, Michael (2000): State agent or Citizen agent: Two narratives of discretion. In: *Journal of Public Administration Research and Theory* 10/2, 329–358.
- Mazelis, Joan M. (2015): "I got to try to give back": How reciprocity norms in a poor people's organization influence members' social capital. In: *Journal of Poverty*, 19/1, 109–131.
- Merton, Robert K. (1968): *Social theory and social structure*. 3. Auflage. Glencoe: Free Press.
- Müller, Anna-Lisa (2024): Can we call it "migration background"? Reflecting on knowledge production, methodologies and epistemologies in migration studies. Vortrag

- beim Think&Drink Kolloquium am Georg-Simmel-Zentrum für Stadtforschung, Humboldt-Universität zu Berlin (18.11.2024).
- Nast, Julia / Blokland, Talja (2014): Social mix revisited: Neighbourhood institutions as setting for boundary work and social capital. In: *Sociology* 48/3, 482–499.
- Newman, Oscar (1973): *Defensible space: Crime prevention through urban design*. New York: First Collier.
- Offer, Shira (2012): The burden of reciprocity: Processes of exclusion and withdrawal from personal networks among low-income families. In: *Current Sociology* 60/6, 788–805.
- Özvatan, Özgür / Neuhauser, Bastian / Yurdakul, Gökçe (2023): The ‘Arab clans’ discourse: Narrating racialization, kinship, and crime in the German media. In: *Social Sciences* 12/2, 104. <https://doi.org/10.3390/socsci12020104>
- Pattillo, Mary E. (1998): Sweet mothers and gangbangers: Managing crime in a black middle-class neighborhood. In: *Social Forces* 76/3, 747–774.
- Pearce, Jenny V. (2007): Violence, power and participation: Building citizenship in contexts of chronic violence. IDS Working Paper 274. <http://hdl.handle.net/10454/3802> (letzter Zugriff am 05.03.2025).
- Permentier, Matthieu / van Ham, Maarten / Bolt, Gideon (2008): Same neighbourhood ...different views? A confrontation of internal and external neighbourhood reputations. In: *Housing Studies* 23/6, 833–855.
- Putnam, Robert (1993): *Making democracy work: Civic tradition in modern Italy*. Princeton: Princeton University Press.
- QM Düttmann-Siedlung. (Hg.) (2020): *Hier kommt Nachbarschaft zum Tragen: Geschichten aus dem Düttmann-Kiez*. Berlin: QM Düttmann Siedlung / Nachbarschaftshaus Urbanstraße e.V.
- Sampson, R. J. / Raudenbush, S. W. / Earls, F. (1997): Neighborhoods and violent crime: A multilevel study of collective efficacy. In: *Science* 277/5328, 918–924. Doi: 10.1126/science.277.5328.918.
- Savage, Mike / Warde, Alan / Devine, Fiona (2005): Capitals, assets, and resources: Some critical issues. In: *The British Journal of Sociology* 56/1, 31–47.
- Scheibelhofer, Paul (2018): *Der fremd-gemachte Mann. Zur Konstruktion von Männlichkeiten im Migrationskontext*. Wiesbaden: Springer.
- Sen, Amartya (2005): Human rights and capabilities. In: *Journal of Human Development* 6/2, 115–166.
- Šerbedžija, Vojin (i. E.): Aufwachsen in der verschlossenen Stadt. Muster von dauerhafter sozialer Segregation unter migrantisierter Jugend aus Berlin. In: *sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*.
- Skeggs, Beverley (2004): *Class, self, culture*. London: Routledge.

- Small, Mario L. (2009): Unanticipated gains: Origins of network inequality in everyday life. Oxford: Oxford University Press.
- Small, Mario Luis / Newman, Katherine (2001): Urban poverty after 'The Truly Disadvantaged': The rediscovery of the family, the neighborhood, and culture. In: Annual Review of Sociology 27, 23–45.
- Stark, Rodney (1987): Deviant places: A theory of the ecology of crime. In: Criminology 25/4, 893–909.
- Threadgold, Steven (2020): Bourdieu and affect: Towards a theory of affective affinities. Bristol: Bristol University Press.
- Tilly, Charles (2001): Relational Origins of inequality. In: Anthropological Theory 1/3, 355–72.
- Vief, Robert (2023): Die Stadt wird durchmischter, die Schulen polarisierter. In: Tagesspiegel 7.01.2023. <https://interaktiv.tagesspiegel.de/lab/die-stadt-wird-durchmischter-die-schulen-polarisierter/> (letzter Zugriff am 5.03.2025).
- Vief, Robert (2024): Integrated neighborhoods, polarized schools. The patterns of residential and school segregation in Berlin, Germany. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Wacquant, Loïc (2010): Urban desolation and symbolic denigration in the hyperghetto. In: Social Psychology Quarterly 73/3, 215–219.
- Walklate, Sandra (1998): Crime and community: Fear or trust? In: British Journal of Sociology 49/4, 550–569.
- Weck, Sabine / Hanhörster, Heike (2016): Mittelschichtushalte in gemischten Quartieren und ihr Umgang mit Diversität. In: Uwe Altröck / Ronald Kunze (Hg.), Stadterneuerung und Armut. Jahrbuch Stadterneuerung 2016. Wiesbaden: Springer VS, 125–150.
- Weller, Christoph / Kirschner, Andrea (2005): Zivile Konfliktbearbeitung – Allheilmittel oder Leerformel? Möglichkeiten und Grenzen eines viel versprechenden Konzepts. In: Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik 18/1, 5–28.
- Westbrook, Marisa (2024). The embodiment of exclusionary displacement pressure: Intersections of housing insecurity and mental health in a Hispanic / Latinx immigrant neighborhood. In: Social Science & Medicine, 351, 116996.
- Wilson, James Q. / Kelling, George L. (1982): Broken windows. In: Atlantic Monthly 249/3, 29–38.
- Zimmer, Nils (2021): Gemeinschaftsnarrative unter Kindern und Jugendlichen in marginalisierten Quartieren. Strategien im Umgang mit stigmatisierenden Diskursen am Mehringplatz in Berlin-Kreuzberg. In: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung. Band 9, Heft 3/4, 123–144.

Literaturverzeichnis

Zotter, Christoph (2023): Der Sommer der Krawalle im deutschen Freibad. In: <https://www.yumpu.com/news/de/ausgabe/163345-die-presse-am-sonntag-2023-07-23/lesen?page=39>. (letzter Zugriff am 19.03.2025).

Die Werner-Düttmann-Siedlung in Berlin-Kreuzberg ist seit ihrem Bau in den 1980er Jahren ein marginalisierter Sozialraum. Diese Studie untersucht im Auftrag des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg, wie die Menschen aus der Siedlung Ressourcen im Alltag organisieren und welche Barrieren sie dabei erfahren. Dafür werden mehr als 50 Interviews und Feldnotizen qualitativ ausgewertet.

Die Ergebnisse stellen, unter Berücksichtigung von individuellen und kollektiven Verwirklichungschancen, die Herausforderungen für Zugänge zu Wohnen, Bildung, Arbeit und Gesundheit dar. Dabei deckt die Analyse sowohl Stärken auf – etwa familiäre und nachbarschaftliche Netzwerke – als auch Problemlagen wie Gewalt, Stigmatisierung und weitere teils externe Einflüsse, die sich auf das lokale Leben auswirken.

Šerbedžija und Blokland beschreiben Potenziale und strategische Richtungen für Maßnahmen, die soziale Exklusion mindern und nachbarschaftliche Gemeinschaft fördern können. Damit werden auch für andere benachteiligte Quartiere Zukunftsperspektiven aufgezeigt.